Alt-
und
Neu-Wien.

Beiträge
zur
Beförderung lokaler Interessen
für
Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben
von
Heinrich Adami.

Viertes Bändchen.






STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Alt- und Neu-Wien.

Beiträge

zur

Beförderung lokaler Interessen

für

Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben

von

Heinrich Adami.

Viertes Bändchen.

Wien, 1842.

Verlag und Druck von Anton Mausberger.

Leipzig, in Commission bei Heinrich Hunger.



Inhalt
des vierten Bändchens.



Allerseelentag.

Lokale Skizze von Emanuel Straube.

Wer am 1. und 2. November die zum Burgfrieden Wien's gehörigen Kirchhöfe, oder doch einen derselben besucht, wenn es anders nicht aus eitler Schaulust, sondern zur Erinnerung an einen lieben Todten, oder überhaupt aus dem Bedürfnisse der Auferbauung geschieht, der wird gewiß von diesem Gange ein wohlthuendes Gefühl, einen beruhigenden Eindruck heimbringen. Ja, noch ist nicht alle Pietät von dem Haifischrachen des Residenzlebens verschlungen worden! noch finden sich Liebe, Dankbarkeit und Gottesfurcht unter uns! noch überdauert das Gedächtniß empfangener Gutthaten das Dasein im Fleische! noch ist der Edle nicht vergessen, wenn das Gras über seinem Hügel wächst! noch sind also die tüchtigsten Keime der sittlichen Gesundheit da, und folglich die Menschen noch nicht so arg, so verwerflich geworden, daß man unsere Zeit der Leere und moralischen Haltlosigkeit beschuldigen dürfte! Verehrung der Todten ist ein sicherer Maßstab für die Wahrhaftigkeit unserer Empfindung!

Ich will mich nicht damit aufhalten, die Aeußerlichkeiten zu schildern, welche sich an den genannten Tagen um die Friedhöfe zeigen: die Wolken von Gezelten, in welchen Wachslichter, Blumen, Bänder, oder auch geselchte Würstl



und Semmeln, Votivbildchen und Obst verkauft werden; die Heerschaaren von Bettlern, zumal Krüppeln und schmutzigen oder halbnackten Kindern, welche die kalte Herbstluft mit gellendem »Vater Unser« oder sinnlosen Formeln erfüllen; die Wagenburg von »Linienzeislern« und anderem Fuhrwerk, wodurch den andächtigen Gottesacker-Pilgern wohlfeile Communikations-Mittel geboten werden; die geputzten Manns- und Frauenbilder, die zu dem frommen Werke kommen, wie zu einer Opernvorstellung; das Gedränge, Stoßen, Treiben, Treten an den Eingängen, wo Taschendiebe und die löbliche Polizei wacker zu thun haben; — Alles dieß gehört zur Form, um die es sich in Angelegenheiten der Menschheit weniger handelt, als um den Stoff, das innere Wesen, auf welches der Beurtheiler gesellschaftlicher Zustände einzig losgehen muß.

Auf, nicht vor dem Kirchhofe ist unser Standpunkt.

Ein grauer Wolkenschleier deckt den Himmel, die Atmosfäre ist dick, und rieselt wol gar in leisen Nebeltropfen herab, sparsame, vergilbte Grashalme zittern flüsternd über den Gräbern, ein rauher Herbstwind macht die Aeste der wenigen Bäume knarren, welche von der Wohnung des Todtengräbers herübernicken; das Bild ist düster und beengend, als stünde man an der Pforte des Jenseits, angehaucht von dessen Schauern.

Und doch — welch' ein frühlingheiteres Leben, welche Blütenpracht, welcher Blumenduft! Der Garten des Todes hat seine Gewächshäuser aufgethan und es fehlt nicht an Lustwandlern, seine Herrlichkeit zu genießen!

Wahrlich, in einen Garten hat man den Friedhof ver-



wandelt, welcher heute ein wahrer Freudhof geworden ist! Spaliere von Blumen und grünen Hecken zieren die Gänge; Georginen und Rosen, und die echte Grabesblume, die Aster, deren Name schon nach den Sternen weis't, prangen in reichem Flor; Rosmarin und Cipresse wuchern auf den Hügeln, die mit duftigem Farbenschmelz übergossen sind, wie ein Teppich des Lenzes. Und dazwischen dieses Meer von Licht! »Durch Nacht zum Lichte«! scheint es aus den Hügeln emporzuflüstern, Grabesdunkel und Himmelsklarheit vermählen sich zu geheimnißvollem Grauen, und der Mensch ahnt die Nähe seines Schöpfers, seines Richters!

Wie still und schweigsam und demüthig sie durch diese Gefilde des Todes wandeln, sie, die Hoffärtigen, Uebermüthigen, Selbstzufriedenen, sie, die Zweifler und Gottesläugner, sie, die Selbstvergötterer und Weltverbesserer, sie, die Hohnlächler und Glaubensspötter, sie, die Herzlosen, Gefühlumpanzerten, Thränendichten! — Ei, wo ist denn Euer stetsbereiter Stachelmund, Ihr Witzbolde und Gefühls-Hanswurste? Habt Ihr kein Epigramm, das dem Tode sein Handwerk verleiden könnte, Ihr, die Ihr jegliches Streben so winzig zu verkleinern wißt, daß es zusammenschrumpft zu seinem Schatten, schier zum Unverdienst? Wo blieben Eure Wortkünsteleien, Ihr Sofisten und Alleswisser, wohin kam Euer Nasenrümpfen über Gott und Unsterblichkeit, Euer Achselzucken über Zukunft und Jenseits? Und Ihr, Ihr starren verknöcherten, dumpfen Apostaten der Menschlichkeit, die nur Eines vom Leben fordern: Gold und immer Gold, für welches sie Vater und Mutter verkaufen,

um dessen willen sie der Freundschaft, der Liebe, dem Glauben und der Seligkeit abschwören, wofür sie Diebe und Mörder werden, — warum sind Eure prahlerischen Lippen verstummt, warum schweigt Eurem Herzen die Stimme der Habsucht, der Blutgier und des Frevels? Sie sind blind und taub und stumm, die armen Todten! sie verrathen die schwarzen Gedanken nicht, welche Euch die Brust umnachten! sie können sie nicht warnen, die unglücklichen Opfer, deren Ehre Ihr an den Schandpfahl des Hohnes stellen, deren Seele Ihr durch Eure Lästerungen vergiften, deren Eigenthum und Leben Ihr mit verbrecherischer Faust ergreifen wollet! Und doch seid Ihr so niedergeschlagen, so wortarm und beklommen? Ist heute, am Tage aller Seelen, auch in Euren Seelen Tag geworden?

Ja, in den Lüften säuselt es: Jenseits! aus den Gräbern flüstert es: Jenseits! von der Sternblume winket es: Jenseits! aus dem Moderdufte, aus den Nebelwolken schauert es: Jenseits! und alle diese Stimmen, diese Winke und Zurufe wiederhallen im Herzen der Creatur, daß sie sich im Staube beugt und die Brust schlägt und aus zerknirschtem Herzen, ahnungschauernd, stammelt: Jenseits! Dieser Gedanke bewältigt alle andern, drückt das Siegel des Schweigens auf jedes andere Gefühl, macht Alle, welche heut über den Todtenacker wandern, zu Befreundeten, zu einer einzigen, großen, christlichen Gemeinde, deren Endzweck dahingeht, das Gedächtniß der lieben Todten zu feiern, ihnen ein Thränenopfer zu widmen, ihre Ruhe der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen; denn ob sie nun selig im Herrn entschlafen sind nach einem Leben voll Tugend, oder

dahinfuhren in ihren Sünden, anstatt des Grabgesanges, von Flüchen begleitet: das Grab versöhnt und wischt der mangelhaften Menschheit Flecken ab, daß sie gereint zum Frieden eingehe, nach dem Alle sich sehnen, der Fromme, wie der Böse. Gottes Gerichte aber sind väterlich und nur Er kann des Menschen Schuld ermessen!

Und so wie sie Alle von Einem Gefühle, von Einer Idee beherrscht werden, so begegnet sich auch Aller Thun in einem und dem nämlichen Beginnen: im Gebete und in frommen Todtenopfern. Hier besteckt eine Waise das einsame Grab ihrer Mutter mit einer Rose, die sie mühsam im Fenster ihres Dachstübchens aufzog und für diesen heiligen Tag versparte, dort pflanzt ein Miethling prachtvolle Blumenbeete um ein Mausoläum, das die Eitelkeit eines reichen Erben zum Gedächtnisse des Millionärs stiftete, welchem er keine Thränen der Liebe zollen mag; hier befeuchtet eine trauernde Witwe das Grab ihres Ernährers und Beglückers mit unstillbarem Wehmuthsthaue, dort kreischt eine Schaar gedungener Bettler Litaneien an einem Hügel, dessen die Verwandten nur an diesem Tage wie eines lästigen Mahners gedenken; hier entwickelt sich eine zierliche Feuerwerksfronte aus kunstmäßig geordneten Lampen, dort zündet eine weinende Braut ihr Lichtlein an »um ein ihr gestorbenes Herz«; hier betet ein vereinsamter Greis mit brünstigen Zähren, daß er bald zu seiner vorangegangenen Lebensgefährtin versammelt werde, dort erneuern trostlose Eltern den Schmerz um den Verlust ihres Einzigen; hier bricht sich ein matter Strahl der untergehenden Sonne in den farbigen Glaslustern um eine Gruft, dort weiht ein

Herz, dem die Welt für seine Liebe nicht zu groß ist, seinen Wachsstock allen Entschlafenen; der Holzhauer kniet neben dem Grafen, der Kittel neben dem Casßmir, der Diamant funkelt neben der Glasperle, der Holzpantoffel schlurft neben dem Atlasschuh; Alle aber, Alle hebt und erfüllt der Gedanke an das Jenseits, Liebe oder Scheu vor den Todten, empfundener oder doch zur Schau gestellter Dank; Allen ist die Stimme der Tugend inwendig rege — ich glaube, daß der Allerseelentag der unfruchtbarste an Böstthaten sei!

Mögen sie auch, wenn die Wallfahrt nach den Gräbern vollendet ist, beim »Heurigen« einsprechen, oder in Salons und Reunionen ihre Herzen stärken, in ihre Fröhlichkeit werden Klänge von Drüben hereinwehen und die heilige Saat wird längere Zeit das Unkraut in ihnen niederhalten; denn Vergessen ist eine den Menschen sehr geläufige Kunst, allein die Momente innerer Zufriedenheit mit sich selbst sind ihr nimmer unterthänig. Freudig denkt der Gräberbesucher an sein frommes Werk und wünschet wol im Stillen, daß einstens auch sein Gedächtniß in der Liebe Anderer fortdauern möge, beweint, gesegnet, gleich der Asche der Vorangegangenen, die der weckenden Posaune des Gerichtes entgegenharren:

Saat, von Gott gesät, am Tage der Garben zu reifen!



Das Wiener Hofburgtheater.

Einige Worte zur Gegenwart,

von Otto Prechtler.

„Wir zälen doch mehr gute Schauspieler, als jemals. Das Uebel muß also tiefer sitzen. In der dramatischen Literatur? Da liegt der Knoten!"

Grillparzer.

Ein volles Jahrhundert ist vorübergegangen, seit dieser Kunsttempel erbaut wurde und in seinen Hallen zuerst sich das reine Licht der dramatischen Kunst, gegenüber dem kaum verschollenen geist- und poesielosen Hanswurstiaden- und improvisirten Komödien-Unsinn zu entwickeln und mit siegreicher Schnelligkeit zu verbreiten begann. Von eigentlicher Kunst im wahren Sinne des Wortes und von Künstlern konnte anfangs füglich kaum noch die Rede sein; die damaligen Possenreißereien und theatralischen Spektakel bildeten nur die Feierabendbescherungen (panem et Circenses) des Volkes aus den unteren Klassen, das sich damals (vielleicht auch jetzt?) in Betreff des Kunstsinnes oder nur überhaupt des Geschmackes im Zustande der naivsten — Kindheit, man möchte sagen Blödigkeit, befand.

Zwischen dem Zustande der eigentlichen poetischen Kindheit, wie er sich hier in der Zeit des »Hanswurst« aussprach,

und der Entwicklung der wahren, gebildeten Kunst, bemerkt man stets eine pedantische Zwischenperiode, die man mit den Flegeljahren in der Entwicklungsgeschichte des Menschen vergleichen kann. Eine solche war auch hier (in den Dramen von Ayrenhoff u. A.) wahrnehmbar. Aus ihr erst entfaltete sich, zugleich mit der damals aufblühenden humanistischen Richtung, ein gebildeterer, in's Allgemeine und Rhetorische gewendeter Geschmack, wie ihn Heinrich v. Collin repräsentirt. Es wurden Künstler gebildet, die wieder Dichter und Publikum belebten, — bis, auf einem so bereiteten Boden, Grillparzer's Dramen gedeihen konnten.

Es liegt nicht in meiner Absicht und Aufgabe, eine Geschichte des Wiener Theaters zu schreiben und die Folge von Entwicklungen, besseren Erkenntnissen und Zuständen im Gebiete des Bühnenwesens darzustellen, welche bereits zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder gründlich behandelt wurden *).

Unsere Skizze soll allein den Zustand des, als Kunstinstitut die meisten Bühnen Deutschlands überragenden Hofburgtheaters in seinen gegenwärtigen Verhältnissen und seiner jüngstvergangenen Crisis andeuten, und die Hoffnungen aussprechen, welche in dem reichen Fonde seiner Kräfte

*) Der Theater-Almanach Müller's, Wien 1772; die in den Achtziger Jahren erschienenen Wiener-Annalen; Nicolai's Reisen und die jährlichen Theater-Almanache geben Auskunft über die Administration und Leistungen der Hofbühne. Das die Poesie Betreffende ist sehr gut in Bauernfeld's historischer Skizze: »die schöne Literatur in Oesterreich«, Wien 1835, Gerold, übersichtlich dargestellt.

und dem Einfluße einer intellektuellen und energischen Leitung begründet sind.

Die Keime eines bessern Theaters hatte bei uns Schröder gelegt; aber die Blütezeit unserer Hofbühne fällt unstreitig in jenen Zeitraum, wo der geist- und charaktervolle Schreyvogel (C. A. West) durch die reine und kunstwürdige Tendenz seiner dramatischen Reformen und durch die Mitwirkung bedeutender, großentheils durch seinen Einfluß reifgewordener Talente, sowol die außergewöhnliche Tüchtigkeit, als auch den großen Ruf dieser Hofbühne begründete. Er war es, der den poetisch-produktiven, so wie den Schauspieler-Talenten und nicht minder dem Geschmacke des Publikums eine edle, würdige, der Schein- und Knalleffekte sich immer mehr entwöhnende Richtung gab; er war es, der als Kunstkritiker Bedürfniß und Erfüllung zwischen dem Publikum und dem Dichter mit ruhiger Strenge abwog, Wahrheit und Klarheit in das ästhetische Urtheil brachte, und das Interesse der Künstler, des Publikums und des Dichters auf gleich glückliche Weise durch geistige Hebel zu erhöhen verstand. Es war auch kein geringes Verdienst von ihm, dem einbrechenden, hyperromantischen Unsinne, der damals alle Köpfe verrückte, dem Theater Gefahr drohte, und anderwärts wirklich brachte, dessen Wirkungen leider noch jetzt bei dramatischen Dichtern und in der Kritik fühlbar sind, bei uns einen Damm gesetzt, und, mit praktischem Sinne, Zweck und Grenze des Theaters nie aus dem Auge verloren zu haben. Ein Beleg hiefür scheint mir das von ihm redigirte Sonntagsblatt zu sein, welche leider zu ihrer Zeit nicht erkannte, jetzt fast vergessene, klas-

sische Zeitschrift in belletristischer und kritischer Hinsicht bisher kaum ihres Gleichen haben dürfte.

Damals gab es Künstler, welche Ursache hatten, die Stimme der Kritik und nicht minder die »vox populi« zu achten und ihre Bestrebungen und Leistungen darnach zu regeln; damals gab es ein Publikum, welches mit natürlicher Einsicht in die Sache, mit liebenswürdiger Unbefangenheit urtheilend, über die Leistungen der Dichter und Schauspieler zu entscheiden das Recht hatte, weil es auch ihre Ansprüche zu ehren für Pflicht hielt.

Von jener Höhe ruhiger und liebevoller Beschauung scheint mir — und dieselbe Klage wird nicht von mir allein geführt — seit jener Zeit das Publikum, von jener Reinheit und Klassizität der Kunstbestrebungen das Institut allmählich herabgestiegen zu sein; die Ursachen dürften wol nicht eben ausschließlich in der Leitung des letzteren und der Ueberreiztheit des ersteren, sondern überhaupt in dem Zusammentreffen ungünstiger, eben nicht ungewöhnlicher Einflüße zu suchen sein.

Mir scheinen der merkbaren Kunstpause der Hofbühne (einzelner schwerer zu enthüllender Noli-me-tangere-Motive nicht zu gedenken) folgende Ursachen zu Grunde zu liegen:

Zuerst die verschlimmerte Richtung des Geschmackes bei Publikum und Kritikern. Die Meisterwerke unserer teutschen Dichterheroen und jene unserer vaterländischen Meister, welche damals vielleicht eben so wenig, wie jetzt, in ihrem wahren Werthe begriffen, theils noch stoffartig, theils durch den Reiz der Neuheit, theils vielleicht zeitgemäß wirkten, machen auf die koexistirende Generation nicht mehr

jenen intensiven und extensiven Eindruck, wie auf die frühere; unser Publikum hat diese Werke bereits in sich aufgenommen oder glaubt sie wenigstens bereits verstanden, vielleicht ausgekostet zu haben; es verlangt auch von den jüngeren Decennien Blüten und Früchte, und scheint sich großentheils nur in einer Pietät, die mehr an sich selbst, als an den Gegenständen der Verehrung, Gefallen findet, dann und wann an den Bildern der Vergangenheit ergötzen zu wollen. — Die Jugend der Jetztwelt, auf welche wol jene Dichtungen mit ihrer Urgewalt wirken sollten, ist für dieselben entweder noch nicht reif genug, oder, was leider häufiger vorkommt, im Grunde aber dasselbe ist, glaubt großentheils jene großen Geister bereits abgethan oder wol gar überflügelt zu haben. Lessing, Schiller, Goethe rc. und die in unserer vaterländischen Literatur hervorragenderen Erscheinungen der beiden letzten Decennien werden von den vielen Treibhaus-Schöngeistern unserer Zeit, die sich für kompetente Geschmacksrichter halten, und denen so viele Unbefangene gläubig ihre eigene bessere Empfindung unterordnen, für abgethane, einseitige Produkte einer noch nicht mündigen Vorzeit erklärt. Wärme für jene Werke, wenn auch bei geringerem Verständnisse, ist nur in derjenigen Klasse des Publikums zu finden, auf welche jene Epopten vornehm herabsehen. Ein Beleg hiefür mögen die bei den Darstellungen von Shakespeare'schen, Schiller'schen und mehreren Goethe'schen Dramen überfüllten Räume der Hofbühne sein. Im Volke (nicht Plebs) waltet noch reines Interesse an dramatischen Meisterwerken, wärend die schöngeisterische Epigonenjugend bereits alle Mängel je-

ner Werke an's Licht gesetzt zu haben träumt; sie ist dahin gekommen, sich nicht zu entblöden, öffentlich zu behaupten, »daß es mit Schiller rc. rc. nicht weit her, und er doch eigentlich nur ein unbedeutender Dichter gewesen sei«. (!!) —

Eine solche Verkehrtheit aber greift tief in den Lebenszustand des Theaters; denn dieser ist zum Theil im Geschmacke des Publikums bedingt, und der Geschmack, der sich durch kein Theoretisiren auf Begriffe bringen läßt, hängt einzig von Anerkennung guter Muster ab.

Ein anderer Grund der irregeleiteten Geschmacksrichtung scheint mir in der zu sehr thätigen Uebersetzungsmanie der überrheinischen Effektstücke zu liegen, womit vorzugsweise das Repertoire bedacht wurde.

Wenn schon einerseits nicht zu läugnen ist, daß die Virtuosität der dramatischen oder eigentlich theatralischen Composition, welche in den französischen Dramen, gegenüber der teutschen Schwerfälligkeit und Breite, entschieden hervor tritt, manchem unserer Bühnendichter zum Vorbilde einer wirksamen Form dienen könnte und sollte; so hat doch die Gehaltlosigkeit und Oberflächlichkeit vieler Pariser Bühnenstücke mit ihren aufgehäuften coups de théâtre, ihrer Frivolität und Charakterlosigkeit, im Allgemeinen dem Geschmacke eine verderbliche Richtung gegeben, da das Publikum, an forcirte Theatereffekte fortwärend gewöhnt, den reineren Sinn und die liebevolle Ausdauer für gehaltvollere und klassische Erscheinungen allmählich verlor, so daß bereits die Begriffe: »klassisch — und langweilig« für identisch genommen werden.

Freilich ist anderseits nicht zu verkennen, daß die sogenannten poetischen Dramen unserer jüngeren Dichter, bei denen meist leerer Pathos oder romantische Schwebelei, überschwenglicher Rhetorismus sich für Gehalt angesehen wissen möchte, keineswegs geeignet sind, die geistreiche Volubilität und szenischen Fulgurationen französischer Salon- und Effektstücke zu verdrängen, indeß diese schönen Sünden transrhenanischer Geschicklichkeit fortwuchern, und die unbehilfliche Gewissenhaftigkeit teutscher Kunst, wofür sich jene »poetischen Dramen« geben, fast belächeln lassen. —

So viel von der Verschlimmerung des Geschmacks.

Aber auch in den ausübenden Künstlern, ja selbst in Verhältnissen, zu welchen ihre Vorzüge führen, dürfte eine Ursache der gestörten Wirksamkeit unserer Hofbühne zu finden sein.

Die öfteren Ausflüge bedeutender Künstler zu Gastrollen veranlaßten und verleiteten dieselben, namentlich im Falle einer weniger gebildeten Umgebung und künstlerischen Unterstützung in ihren Rollen sich zu isoliren und die Aufmerksamkeit des Publikums und meist auch, als natürliche Folge, den Beifall ausschließlich für sich zu vindiciren.

Wenn nun gleich dieses Sichgefallen in der Alleinherrschaft, die der Künstler mit eigener Kraft errang, leicht zu begreifen, vielleicht unter gewissen Umständen sogar zu entschuldigen ist, — so konnte doch der allmählich zur Gewohnheit gewordene künstlerische Egoismus unmöglich für das Ensemble einer, durch Coordination, ja Subordination und zweckmäßige Vertheilung der künstlerischen Kräfte wirksamen Darstellung vortheilhaft sein. Die besten Schau-

spieler fingen an, nur immer sich zu hören, ihrer Glanzrollen und Effektstellen zu gedenken, und so wetteiferten die schönsten Kräfte der Bühne eben in bedeutenderen Vorstellungen, öfter als gut, mehr nebeneinander, als miteinander. Dieser Mangel künstlerischen Zusammenwirkens stellte sich besonders in tragischen Stücken und stereotyp gewordenen Monopols-Rollen sichtlich heraus. Im Konversations-Stücke scheint noch unter der Künstlergesellschaft mehr demokratische Gesinnung zu herrschen, und dieser Umstand hält auch bis jetzt den großen Ruf des Hoftheater-Ensembles aufrecht.

Nun zu Publikum und Kritik.

Eine unheilvolle, unserer dramatischen Literatur-Epoche leider nur noch zu sehr anklebende Schwäche ist das Lobpreisen der sogenannten schönen Diction (welcher Begriff übrigens im Publikum weder richtig, noch klar ausgebildet ist). Man hat sich, nebst der allzugroßmüthigen Verzichtleistung auf die Bedeutung (nicht Moral) eines Stückes und seiner Charaktere, gutmüthig angewöhnen lassen, rhetorische Tiraden und Sentenzen, überschwengliche Tropen, rastlose Bilderjagd, pathetisch aufgeputzte Gemeinplätze von Lebensfilosofie und sogenanntem Mefistofelismus, der eine poetisch sein sollende Form für die, in andern Verhältnissen begründete, moderne Blasirtheit, ja für den Egoismus und die Schadenfreude ist, für Kennzeichen des Talentes, auch selbst für wirkliche Poesie hinzunehmen.

Es ist so leicht, wenn in manchem Drama der Mangel dramatischer Composition auch sehr sichtbar hervortritt, das

Urtheil zuletzt mit einem: »Die Diktion ist doch wirklich schön,« abzuthun.

Möge doch der Laie, der in die allgemeinen Regeln poetischer Stylistik weniger eingeweiht ist, in unserm sprachfertigen Decennium, die Kunst der Tropen und Jamben für keine schwierige halten! Möge er versichert sein, daß es dem Dichterling viel bequemer ist, Tausende von bilderschwangern Versen aufzustapeln, als einen einzigen vernünftig stylisirten Brief in Prosa zu schreiben. Das Pathetische der Sprache ist die bequemste Form für dramatische Schwindler. Man durchlese die versifizirten Tragödien mancher unserer neueren dramatischen (?) Dichter und übersetze den Schwulst von Versen in nüchterne Prosa, und man wird sehen, wie viel Vernunft als Kern zurück bleibt, wärend die umgehängten Lappen von Bildern und Tropen 2c. 2c. sich wie Streu verflüchtigen. In diesen Soi-disants-Dramen lernen wir in jeder Person einen lyrischen Schöngeist kennen; der Held der Vorwelt spricht in demselben Style, wie der Schloßbediente oder Kämmerlingstatist; das Individuum verschwindet gänzlich; da spricht kein Hans oder Christof, sondern in jeder Zeile rezitirt der Dichter seine überschwenglichen Verse. Exempla sunt — —. Man würde ungerecht sein, den verringerten Reichthum des Repertoires in Betreff neuer tüchtiger Erscheinungen der Administration der Hofbühne anzurechnen.

Die Musen unseres Vaterlandes scheinen aus verschiedenen Gründen mit ihren Gaben karger geworden zu sein; die Bühnenprodukte des Auslandes liegen theilweise mit ihren, oft außer der Poesie liegenden politischen Tendenzen

entweder außer dem Bereiche der allgemeinen oder nationellen Theilnahme, oder dem pouvoir der Direktion, sie zur Darstellung zu bringen. Große Talente sind nicht, wie Namen, erblich, erscheinen nicht alle Jahre; manches muß erst sich entwickeln, reifen, und unser Decennium scheint in dieser Hinsicht die Pause verborgenen Werdens zu feiern; vielleicht, daß die Wünsche und Hoffnungen von ihrer Erfüllung nicht mehr so ferne sind!

Unwillkührlich drängt sich bei dieser Betrachtung die Frage auf, ob es im Interesse der Kunst, des Publikums und der aufkeimenden Talente sei, die dramatischen Versuche der Letzteren zum Wechsel des ohnehin nicht allzureich dotirten Repertoires dem Publikum häufiger vorzuführen, um einerseits den Geschmack des Publikums, andererseits die Stichhältigkeit der jüngern Talente zu erproben, so den werdenden Dichter mit dem Publikum zu befreunden und durch gegenseitiges Geben und Empfangen in nähere geistige Berührung zu bringen?

In der Voraussetzung, daß die einsichtsvolle und kompetente Administration der Hofbühne dem Publikum gewiß nicht schülerhafte Arbeiten oder Ausgeburten kränkelnder Schöngeister vorführen wird, wäre die Frage wol bejahend zu beantworten.

Der werdende Dichter, dem vielleicht troß des dramatischen Lebens seiner wohlgefeilten Erstlinge noch die theatralische Anordnung und sogenannte Bühnengerechtigkeit oder auch die gehörige Kenntniß und Uebung der, oft sehr lokalen und individuellen Mittel fehlt, kann nur in dieser praktischen Schule reifen, seiner Kräfte und Zwecke bewußt,

und nur durch die Erfolge seines Strebens zur Vollendung geführt werden. Das Publikum wird jene Prüfungsabende nicht für verloren ansehen, wenn nach Jahren der an seiner Milde und Theilnahme gereifte Dichter die erste Aufmunterung mit hundertfachem Danke zurückzalt.

Die wichtigste und nächste Methode der Geschmacksläuterung und Erweiterung des dramatischen Horizonts im Publikum liegt in der Reproducirung älterer klassischer Werke. Ja, man mache einmal den Versuch, (wie ihn Schiller bereits im Sinne hatte), die antike Tragödie, versteht sich, mit praktischer Auswahl und Modifikation, wieder vor's Auge zu bringen. Man würde staunen, welche Fülle von Leben und Wirksamkeit in diesen ewigen Musterwerken liegt, welche theatralische Einheit und Geschlossenheit sie uns lehren, die wir, durch Shakespeare's hinreißendes Beispiel verführt, (wir, die wir keine Shakespeare's sind,) gänzlich verlernt haben. Sie würden gewiß den poetischen Sinn unser Aller reinigen und stärken. Eine so mannigfaltige Abwechslung im Repertoire würde das Publikum a priori schon empfänglich und wohl gestimmt machen.

Die ausübenden Kräfte unserer Hofbühne sind so tüchtig und für jedes Fach so reich dotirt, daß die Darstellung auch der scheinbar fremdartigsten dramatischen Erscheinungen, mit Liebe und Energie in's Leben gerufen, nicht allein an den Schwierigkeiten nicht scheitern, sondern den Künstlern neue Triumphe, dem Publikum neue Genüße bereiten würde. Ja, einige Versuche in den jüngstabgelaufenen Monaten, scheinen gleiche Intentionen zu verrathen, scheinen ihr Gelingen zu verbürgen.

Wenn nun auch das egoistische Alleinspielen mancher der Tüchtigsten unserer Künstler wieder den edleren Kunstforderungen eines geistbelebten Ensembles und die theilweise eingeschlichene Lust zu deklamiren (statt Charaktere darzustellen) gewichen sein wird, wenn den talentirten Kunstjüngern Gelegenheit gegeben wird, sich an dem leidenschafts- und parteilosen Urtheile eines liebevollen und aufmerksamen Publikums zu prüfen und zu erstarken, wenn die Meisterwerke der teutschen, fremd- und vaterländischen Dichter nicht zu selten, als leuchtende Vorbilder, am Repertoire erscheinen, und das lebendigere Interesse des Publikums an dramatischen Werken, so wie eine der Achtung werthe Kritik auch die gewaltigern Talente unseres Decenniums wieder zur Thätigkeit aufruft, — so mag wol unsere Hofbühne mit Recht als eines jener schönen Institute gepriesen werden, von dem aus der Sinn für das Schöne, Edle und Große in das Volk übergeht, dasselbe bildend und erfreuend; von dem aus der Geist zum Geiste sprechen, das Herz auf die Herzen wirken kann und jene schönen Bande eines geistigen Verkehrs mit allen seinen segensreichen Folgen geschlossen werden.

Oesterreichs schönster Christabend.

Von Emil.

Am Weihnachtsabende des Jahres ein Tausend zwei Hundert stand auf einer Anhöhe von Heiligenstadt, in der Nähe der St. Jakobs-Kapelle, ein armer Weinzirl, dessen Blick düster nach der Gegend von Wien gerichtet war.

Heiligenstadt*) war zur Zeit Leopolds des Glorreichen ein armes Dorf, das Wien mit Obst und Wein versah. Den meisten Verkehr hatte es mit den fremden Kaufleuten daselbst, deren Bezalung aber selten bar geleistet wurde.

Auch der arme Weinzirl hatte eine Forderung an dieselben, und da er viele Kinder und wenig Geld besaß, so schien er sich mit dem Versprechen einer baldigen Bezalung nicht begnügen zu wollen.

Düster deßhalb den Blick nach Wien gerichtet, sprach er endlich zu sich selbst: »Ja, ich will es noch einmal versuchen, und, da man heute, nach alt-österreichischer Sitte, Christgeschenke vertheilt, so wird man auch meine Bitte um Bezalung nicht unbillig finden.«

*) Vor Zeiten Urbicula, Städtchen, genannt.

Also sprechend schritt er rasch dem Döblinger Hohlwege zu, um die Stadt noch vor der Thorsperre zu erreichen.

Wien war unter Leopold dem Glorreichen nicht nur bedeutend vergrößert, sondern auch zu einem Stapelplatze erhoben, mit Münz- und Stadtrechten versehen worden. Handel und Gewerbe in Flor zu bringen, gab dieser junge Fürst dem reichen Wiener Bürger Dietrich sogar den Schlüssel zu seiner Schatzkammer, Gold und Silber daraus zu nehmen, um es den ärmeren Bürgern als Darlehen zu geben.

Von den Meistersängern ward er deßhalb die Sonne Oesterreichs genannt, und von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt und geehrt; denn er weilte gerne in Wien in der neu erbauten Burg, die noch gegenwärtig den Schweizerhof bildet, und beschloß sogar, den Christabend in der Mitte seiner lebensfrohen Wiener zu feiern.

Der Weinzirl hatte an demselben Abende die Stadt glücklich erreicht, ward aber von dem einen Kaufherrn, mit dem Bedeuten, daß er am Christabend kein Geldgeschäft vornehme, barsch abgewiesen, und der Andere ließ sich verläugnen. Er klagte mehreren Bürgern seine Noth, und bat sie um Rath, doch sie zuckten die Achsel und versicherten, daß es ihnen mit den fremden Kaufleuten nicht besser ginge.

Die Gewißheit, abermals mit leerer Tasche abzuziehen, statt den Kindern ein Christgeschenk, und für den Winter

den nöthigen Unterhalt mitzubringen, preßte ihm Thränen aus den Augen.

Das frohe Getümmel in den hell erleuchteten Straßen nicht beachtend, schritt er traurig dem Schottenkloster zu, um ungehindert mit anbrechendem Morgen den Rückweg antreten zu können; plötzlich aber entstand ein Gedränge und er konnte weder vor= noch rückwärts schreiten.

Hinter dem Vorsprunge eines Hauses Schutz suchend, sah er nicht ohne Beängstigung dem seltenen Treiben des immer mehr herbeiströmenden Volkes zu.

Es hatten nemlich mehrere fröhlich einher schreitende Bürger den Herzog erkannt und umringt, Zaum und Steigbügel ergriffen, um ihm Hände und Füße, Mantel und Pferdedecke, was sie nur fassen konnten, zu küssen, und da das fröhliche Ereigniß blitzesschnell in der Stadt sich verbreitete, so war des Zuströmens kein Ende.

Es konnte weder der arme Weinzirl sein Versteck verlassen, noch der Fürst seinen Ritt fortsetzen; denn auch die versammelten Zünfte und Gilden, von seiner Weihnachtsfahrt benachrichtiget, beeilten sich, ihm mit Geschenken entgegen zu ziehen.

Die Krämer als die Nächsten brachten seltene Früchte und Gewürze. Durch die Menge sich Bahn schaffend, kamen die Wildwerker mit theuren Pelzwaaren. Trompeten= und Paukenschall wurde nun vernommen. Die Menge theilte sich, und staunte die kostbaren Becher und Ringe und das schimmernde Geschmeide der Münzer an, die solches dem Fürsten auf rothsammtenen Polstern überreichten.

Fast gleichzeitig kamen die Backer mit feinem Backwerke, dessen sich Wien schon damals erfreute;. und die Fleischer mit dreißig ausgesuchten Rindern, die sie mit blumengeschmückten Hörnern einherführten.

Der Fürst, von der Liebe seiner Völker bis zu Thränen gerührt, dankte für so viele Treue und Anhänglichkeit und gestattete den Zünften und Gilden, sich eine Gnade zu erbitten; diese aber fanden vor Rührung keine Worte.

Der Weinzirl, Zeuge einer so seltenen Huldigung, hatte keine Scheu mehr vor dem Gedränge, suchte vielmehr, um in die Nähe des Fürsten zu kommen, bis zu den Münzern vorzudrängen, und als auch diese im Schweigen verharrten, sprach er, eben nicht leise zu einem Nahestehenden: »Warum verstummen sie, statt sich eine Gnade zu erbitten?«

Der Herzog, diese Worte vernehmend, richtete den Blick nach dem schlichten Landmanne, und fragte ihn huldreich, was er wol an ihrer Stelle sich erbitten würde?

»Eure Geneigtheit, die Fremden, die uns den Handel beschränken, und nicht bezalen wollen, zu verhalten, binnen einer bestimmten Zeit die Schuldbriefe zu tilgen,« war die Antwort des Winzers.

»Er weis wahrhaftig, was uns Noth thut«, riefen die Zünfte einstimmig, und der Fürst geruhte, dem eben so gerechten, als billigen Verlangen gnädigst zu willfahren.

Der kluge Sprecher erhielt noch an demselben Abende sein Geld, und wanderte, auch von dem Herzoge reich beschenkt, am heil. Christtage fröhlich nach Heiligenstadt zu-

rück, wo er sich bald ein geräumiges Haus in der Nähe der Ringmauer erbaute, wo vor Zeiten die Zellen der Jünger des heil. Severin standen, die das Christenthum in Oesterreich verbreiteten.

Ob die wenigen Reste eines alten versunkenen Thorbogens aus jener Zeit sich erhalten haben, weis Schreiber dieses nicht zu bestimmen; doch betritt er oft, und jedesmal mit Ehrfurcht den klassischen Boden, um an der niedern Mauer*) den Anblick eines freundlichen Rebenthales und des ernst dahin wogenden Isters zu genießen.

*) Im Hackel'schen Kaffehhause.

Oesterreichische Eisenbahnen

in ihrer historischen, geografischen, technischen und administrativen Hinsicht.

Von Alethes.

1.

Die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn zu Ende des Geschäftsjahres 1841.

Wer kennt nicht die schöne Fabel von dem Stäbe-Bündel, in dessen bündigem Gleichnisse der weise, greise Vater die Vortheile der Eintracht seinen Söhnen mit der siegenden Kraft erfahrener Lebensanschauung so klar vor Augen stellte? Ein einzelner Stab — was ist er? Ein schwankes Rohr, jedem Windhauche sich neigend; jeder schwachen Hand zerbrechlich. Wie stark hingegen — im Bunde!

Die Moral dieser Fabel, zunächst für die sittliche Welt zur Anwendung berechnet, ist als Wahlspruch in das materielle Lebensbuch des neunzehnten Jahrhunderts übergegangen. Der junge Zeitgeist ist ein weiser Greis, der da den Söhnen der Gegenwart predigt: Nur in der Eintracht, im vereinten, einigen Trachten nach einem Ziele könnt Ihr Großes vollführen; denn — Großes heische ich, weit und unvergleichbar Größeres, als je Einer



meiner Vorfahren dem Menschengeschlechte zur Aufgabe gestellt! Und da der junge Zeitgeist mit Leib und Seele Industriemann ist, so will er natürlich das Heil seiner Söhne vorzugsweise darin setzen, wenn sie nicht nur recht industriös, sondern auch recht industriell seien. Da haben wir die Genesis der modernen »Aktien-Gesellschaften« — den Stäbe-Bündel im Fabelbilde; nur mit dem Unterschiede, daß, was hier mehr negativ und passiv gesagt ist, dort im positiveren und aktiven Sinne genommen werden muß, um sich des in Aussicht gestellten Erfolges versichert halten zu können.

Im Prinzipe sind demnach derlei Vereine augenscheinlich nicht nur untadelhaft und unantastbar, sondern vielmehr alles Ruhmes und aller Begünstigung würdig, und es liegt nicht hierin, wenn solche Institute demungeachtet vielseitige Widersacher und Ankläger fanden, sondern in dem Mißbrauche, oder in der mangelhaften praktischen Anwendung und in der selbstsüchtigen Ausbeute des Prinzips, von Seite des Unverstandes oder der Schwindelei; und irgend ein stichhältiger Ein- und Vorwurf trifft es nicht als Aktien-Wesen, sondern das Unwesen, das damit getrieben wird.

Es ist nicht meine Absicht, mich hier in eine polemische Extravaganz, so nahe auch das Motiv hiezu liegt, einzulassen, und ich gehe nun auf den eigentlichen Gegenstand, der dieses Vorwort hervorrief, auf die Aktien-Unternehmungen unserer Eisenbahnen über.

Daß die Einführung der Eisenbahnen eine der größten Eroberungen sei, welche die vaterländische Industrie in der

jüngsten Vergangenheit gemacht hat, bedarf wol keines Beweises mehr Nur ein — sei es von Vorurtheilen, sei es von der durch Gefährdung des eigenen Interesses aufgeregten Leidenschaft — umtrübtes Auge, nur gänzlich blöder Sinn, oder parteilich-gehässige Gesinnung wird die Segnungen alle verkennen, welche aus einer, kraft der kolossalen Erfindung der Gegenwart erreichten, in so enormer Potenz erreichten Vervollkommung der öffentlichen Kommunikations-Mittel für die allgemeine, die National Wohlfahrt erwachsen, ohne daß dabei die Kompagnien, deren Unternehmungsgeist diese gemeinnützigen Institute auf eigene Gefahr in's Leben ruft, in ihrem Antheile zu kurz kämen, vorausgesetzt, daß ihre Leitung mit der nöthigen Sachkenntniß und Umsicht betrieben wird.

Die Letzteren sind nun an und für sich die Zielscheibe, nach welcher jene kurzsichtige oder nicht sehen wollende Opposition, selbst wenn sie deren wohlthätigen Einfluß auf das Gemeinwohl zugesteht, in absurder Inkonsequenz ihre feindlichen Kugeln losfeuert, um — in's Blaue, statt in's Schwarze, zu schießen. Denn ist es nicht eine Absurdität, über den »Status quo« irgend einer Aktien-Gesellschaft aus dem Stande der Aktien auf der Börse abzuurtheilen — abgesehen von der Frage, ob überhaupt derlei Papiere auf diesen trügerischen Marktplatz gehören, wo die Bora der Hausse und der Sirocco der Baisse im ewigen Kampfe sich wechselweise über w i n d e n, und wo es heißt, »gute M i e n e und C o n t r e m i e n e zu bösem S p i e l e zu machen,« um den häufigen S c h w i n d e l-Unfällen zu trotzen? Ist es ferner, gelinde gesagt, nicht eine Voreiligkeit, die Frage



über Gewinn oder Verlust solcher (besonders der Railsbahn-) Unternehmungen lösen zu wollen, noch ehe deren Werk seiner ganzen projektirten Ausdehnung nach vollendet und mehre Jahre im vollen Geschäftsbetriebe steht?

Doch, um das allgemein Gesagte auf unsern überschriftlichen Gegenstand anzuwenden, selbst die Resultate, wie sie die bisherige Dinglage der ersten, vom Herzen der Monarchie aus angelegten (Nord-) Bahn schon jetzt binnen der wenigen Jahre ihres Entstehens und erst partiellen Betriebes auswies, — selbst diese bis nun erzielten Resultate (die ich weiter unten ausführlicher berühren werde) sind schon hinreichend, die Zweifler und Einwürfler zu beschwichtigen, deren Zahl auch — Dank sei es der belehrenden Stimme der Erfahrung! — bereits bis auf das kleine Häuflein der Obstinaten, denen die Sprache der Vernunft wie Hottentotten-Kauderwälsch klingt, zusammengeschmolzen.

Unbeirrt durch welch immer eine Meinungsverschiedenheit, unbeirrt durch die mannigfachen Insinuationen und Animositäten, die diese, wie jede andere Neuerung, erfuhr, um so mehr, als einige Unfälle, wie sie, im Gefolge der Kinderjahre derartiger Schöpfungen sich bisher überall noch als unvermeidlich zeigten, hiezu zu berechtigen schienen; — unbeirrt, sage ich, schreitet jener großartige und imposante (wenn ich mich bereits anderswo gesagter Worte bedienen darf) aus der muthigen und uneigennützigen Idee eines hoch geachteten Mannes hervorgegangene Entwurf, unter dem Schutze einer erleuchteten Regierung, in leisen, ausdauernden Schritten seinem lohnenden Ziele entgegen. Kaum acht Monate, nachdem die erste Hand an die Aus-

führung des Riesenwerkes gelegt worden war — (die erste Erdarbeit begann am 7. Juli 1837) — bereitete die Direktion dieses Aktienvereins der Bevölkerung Wiens und der Umgegend das durch den Reiz der Neuheit entzückende Schauspiel der ersten Eisenbahnfahrt mittels Dampfkraft auf der Strecke von Wien bis Teutsch-Wagram. Im Monate August 1838 wurden die regelmäßigen Fahrten bis Gänserndorf, d. i. auf eine Länge von 16,000 Kurr. Klafter oder vier teutsche Meilen ausgedehnt. Im Mai 1839 wurde die Bahn bis Dürrnkrut, im Juni desselben Jahres bis Lundenburg, $10\frac{7}{8}$ Meilen von Wien, und am 7. Juli bis Brünn eröffnet, somit in dem Zeitraume von 2 Jahren und 3 Monaten eine Strecke von $19\frac{3}{4}$ Meilen in Betrieb gesetzt. Nachdem Mährens Hauptstadt seit mehr als zwei Jahren durch die Zauberkette der Gegenwart in so innige Verbindung mit der Kaiserstadt gerückt war, daß Beider Bewohner in Zeit von vier Stunden sich zum freundschaftlichen Verkehre die Hände (im eigentlichen Sinne des Wortes) reichen können, schloßen sich nun im Verlaufe dieses Jahres wieder drei andere Landschaften dem Zaubergebiete an: Hradisch am 4. Mai, Stockerau am 26. Juli, Prerau am 29. August 1841, und vor wenigen Wochen erst, am 17. Oktober, hat nun auch das zaubermächtige Schienenband seinen neuen Ausdehnungspunkt, Ollmütz, die zweite Stadt Mährens, erreicht.

Die Nordbahn ist somit bis zum Herbste dieses Jahres in ihrer summarischen Länge (Haupt- und Flügellinie) um weitere 20 Meilen, also gerade um das Doppelte ih-



rer früheren Bahnlänge (Wien — Brünn) fortgeschritten, ein Ergebniß, das gleichfalls in technischer Hinsicht ein erfreulicher Fortschritt genannt werden muß, wenn man die Zeitdauer des Neubaues (nicht vollends zwei Jahre) berücksichtigt, um so mehr, als das Wetter des Baujahres 1840 ein fortwärend ungünstiges war.

Der Stockerauer Flügel, drei Meilen lang, wurde, troß den bedeutenden Konstruktions-Schwierigkeiten mehrer Bauobjekte, namentlich zweier schiefer Viadukte von äußerst kühnen Verhältnissen, mit einer effektiven Erdbewegung von 88,388 Kub. Klafter und 583 Kur. Klafter Mauerwerk für die Bauobjekte, nebst allen diesen und 13 Wächterhäusern, binnen des kurzen Zeitraumes von nicht vollen fünf Monaten (vom 7. Juli bis 30. November 1840) in der Wesenheit vollendet!

Der äußerste Punkt, bis zu dem die Bahn in ihrer Hauptrichtung von Wien, über Lundenburg und Hradisch, gegenwärtig dem Betriebe eröffnet ist, ist Prerau, 25 Meilen von Wien. Der Seitenbahnen sind bis nun drei, deren erste von Floridsdorf, am linken Donauufer, nächst Wien, nach Stockerau, in einer Länge von 10,866 Kur. Klafter oder $2^3/_4$ Meilen; die zweite von Lundenburg, $10^7/_8$ Meilen von Wien, nach Brünn, $8^7/_8$ Meilen lang, und die dritte am nunmehrigen Haltpunkte der Hauptbahn, von Prerau nach Ollmütz, in einer Ausdehnung von $3^1/_{13}$ Meilen (12,300 Kur. Klafter) ausflügelt. Der Bau der vierten (oder, ihrer geografischen Lage nach, von Wien gegen Norden, der zweiten, und, der Zeit nach, allererst, gleich mit Beginn der »Nordbahn«

projektirten) Ausästung, von Gänserndorf bis Preßbürg, wurde vor der Hand eingestellt, da die hiezu nöthige Konzession der ungarischen Landesregierung noch nicht erfolgt ist.

Betrachten wir den Bau von allen seinen Seiten und in allen seinen Bestandtheilen, so werden wir, ohne ungerecht oder rücksichtlos zu urtheilen, nirgends einen erheblichen Tadel vorbringen können. Die Tracirung zeigt überall von dem Streben, die erste in der Tendenz der Eisenbahnen begründete Eigenschaft, eine möglichst gerade Richtung auch bei der Anlage der »Nordbahn« nicht außer Acht zu lassen; nur wo ungewöhnliche Terrain-Schwierigkeiten, deren Hebung mit unverhältnißmäßigen, dem ganzen Unternehmen Nachtheil drohenden Opfern zu bewerkstelligen gewesen wäre, oder kommerzielle Verhältnisse gegen diese Regel gebieterisch in die Schranken traten, fand man Abweichungen als unerläßlich. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit ward die zweite Eigenschaft, ein Nivellement mit möglichst geringem Gefälle berücksichtigt; denn nirgends stellt sich letzteres höher als 1 : 300 heraus. Namentlich wurde auf der Wien-Brünner Strecke, ungeachtet der schwierigen Terrain-Verhältnisse mancher Stellen und trotz den vielfältigen, zum Theile bedeutenden Bau-Objekten, eine Regelmäßigkeit der Trace und so günstiges Bahngefälle errungen, wie Beides auf eine solche Ausdehnung wohl bei keiner andern Bahn in Europa bisher zu finden ist. — Der Unterbau hat, was seine Festigkeit anbelangt, bereits auf der Wien-Brünner Bahnstrecke wärend der beiden letzten, sehr kritischen Winter in tüchtiger Prü-

fung praktisch das hinlängliche Qualifikations-Zeugniß erlangt. In Hinsicht auf seine Breiten-Proportionen, sind diese wohl berechnet, indem sie den Anforderungen des Bedarfs vollkommen genügen. — Eben so entsprechend ist der Oberbau in den Bahngeleisen, den Ausweichplätzen und Verbindungsbahnen. Er hat zwar an jenen Stellen, wo noch immer kleine Setzungen erfolgten, mehre Aufholungen und Unterschotterungen erfordert, sich aber stets in dem besten fahrbaren Stande erhalten. Nur auf der Strecke von Floridsdorf nach Wagram, 1½ Meilen, wurde ein Umbau des zweiten Geleises für nöthig erachtet, da dasselbe, anfänglich, wegen Mangel an Rails, mit Flachschienen und Streckbalken konstruirt, nie in gut fahrbarem Zustande zu erhalten war, daher nicht mehr benützt werden konnte. Um dies für die Zukunft zu bewerkstelligen, wurden auch auf dieser Strecke, wie auf der übrigen Doppelbahn zwischen Wien und Gänserndorf, und wie überhaupt an der ganzen »Nordbahn,« Rails als Bahnspuren aufgelegt. Die nothwendig gewordenen Reparaturen zeigten sich nirgends als Folge einer Fahrlässigkeit oder eines Mangels an hinreichender Kenntniß in der Bauführung, sondern blos als nachträgliche Versicherungs- und Vervollständigungs-Maßregeln der Bahn, wie dieselben bei allen Bahnen vorkommen. Unter diese gehören die Vollendung der Befestigung der Böschungen in jenen Einschnitten, wo Abrutschungen Statt fanden, und die Befreiung der Bahn von den Quellen- und Regenwassern. Mehre gemauerte Brückenjoche wurden gegen die Einwirkung der Nässe auf das Mauerwerk bestens versichert. Die einzigen erwähnenswerthen Re-

paraturen kamen an den Brücken bei Pausram vor, wo die Anschüttung zwischen den Futtermauern wegen der eingedrungenen Feuchtigkeit herausgenommen und mit einem trockenen Materiale ersetzt werden mußte, — und bei Hunkowitz und Rohrbach, wo der durch seine Verwüstungen in Mähren denkwürdige Wolkenbruch vom 7. August 1839 die beiden Brücken, die dem zu einer ungewöhnlichen Höhe aufgestauchten Wasser nicht widerstehen konnten, hinweggerissen hatte. Uebrigens wurden die Anfangs unvermeidlichen Nachbesserungen an dem Oberbau ebenfalls wie am Unterbau ohne Störung des Betriebes bewerkstelligt, so daß wegen des Zustandes der Bahn selbst niemals ein Anstand obwaltete; worin der beste Beweis einer zweckmäßigen Konstruktion und Beaufsichtigung zu finden ist.

Aber nicht nur durch die Solidität und Zweckmäßigkeit seiner Konstruktion verdient der bis nun effektuirte Theil des Riesenwerkes alles Lob, sondern er weiset gewiß auch viele großartige und herrliche Bauten auf, die sich dem Auge in den schönsten architektonischen Verhältnissen darstellen. Die Zahl derselben ist so groß, daß ich, um die einer Skizze gebührende Ausdehnung nicht zu überschreiten, hier unmöglich auf eine Einzel-Namhaftmachung und ausführliche Schilderung eingehen kann, sondern mich auf die kurze Erwähnung einiger weniger der vorzüglich merkwürdigen Bauten beschränken muß.

Solche sind: 1) der Wiener Hauptstationsplatz mit seinen pallastähnlichen und ausgedehnten Gebäuden; 2) die Uebersetzung des 2400 Kurr. Klafter breiten Donaustromgebietes und zweier Donauarme mittels zweier, zusammen



315 Klafter langen Brücken, wobei die beiden Arme abgesperrt wurden; 3) der 5000 Klafter lange Damm hinter Mannersdorf, bis Dürrnkrut, wo einerseits die hohen, abbrüchigen Ufer, andererseits der serpentirende Lauf der March ungewöhnliche Hindernisse darboten: 4) die Uebersetzung des Thayaflußes bei Lundenburg, mit Brücken von 350 Klafter Lichtweite; 5) die Uebersetzung der Schwarzawa bei Pausram, wo, außer den 15 Schuh hohen Aufdämmungen, eine 8 Klafter weite, steinerne Brücke über den Mühlbach, mit zwei zufälliger Weise auf beiden Seiten fallenden Straßenübergängen — wodurch das ganze Werk einen imposanten Anblick gewährt — dann zwei Brücken über den Fluß, zusammen im Lichten 47 Klafter mit steinernen Pfeilern und hölzernem Unterbau, vorkommen; 6) die Führung der Bahn durch Raigern mittels eines 42 Klafter langen Viadukts auf 13 steinernen Bögen, und des darauffolgenden zweiten aus 3 sehr schiefen Bögen; 7) zunächst am Stationsplatze in Brünn die stabile, 31 Klafter lange, steinerne Brücke; der sich an diese anschließende 336 Klafter lange Viadukt mit 72 steinernen Bögen, je 4 Klafter im Lichten weit, bis zur Wiener Poststraße; über diese und den längs derselben fließenden Mühlbach 2 Bögen, je 5 Klafter; endlich über die Promenade ein Bogen mit 3 Klafter. — Auf der Hauptbahnstrecke von Lundenburg bis Prerau: 8) zwei Viadukte bei Napagedl, einer 12 Klafter 1 Schuh, der andere 17 Klafter lang, und die 50 Klafter lange Brücke daselbst über die March; 9) der tunnelartige 600 Klafter lange Felsausschnitt, der, durch Sprengung bewerkstelligt, über 1000 Klafter sehr hartes Gestein (zur Pflasterung und Täfelung

anwendbar) lieferte. — Auf der Ollmützer Ausästung: 10) die 60 Klafter lange Brücke über die Beczwa. — Auf dem Stockerauer Flügel: 11) der zwischen Floridsdorf und Jedlersee unter der Prager-Chaussee, in einer Länge von 102 Schuh, schief geführte Viadukt von 37 Schuh Segment-Oeffnung und unter einem Winkel von 24 Grad; unstreitig das bewundernswertheste, mit eben so viel Genie, als Kühnheit entworfene Bauwerk seiner Art nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Europa; denn es ist bisher keines bekannt, das unter so kühnen Verhältnissen, 66 Grad vom Rechtwinkel abweichend, dastünde, außer ein einziges in England, eine um einen Fuß minder schiefe Brücke dieser Art.

Die unter der Oberleitung des Ober-Ingenieurs und General-Inspektors der »Nordbahn,« Herrn Ludwig Negrelli, der am 15. Juni 1840 seine Funktionen antrat, erbauten neuen Stellen zeichnen sich durch mehre Eigenheiten oder verbesserte Modifikationen aus, wie z. B. die um die Wächterhäuser angebrachten Plateaux, welche gleichzeitig als Depots für das Reserve-Material dienen; die obeliskenförmigen, an drei Seiten deutlich beschriebenen Meilenzeiger; die Tafeln mit der Anzeige der Niveau-Verhältnisse; die zur festen Handhabung der Ordnung auf eigenen Plateaux aufgestellten Signalisirungs-Vorrichtungen, und die, auf allen Wegübersetzungen, für die Sicherheit der Reisenden angebrachten, wohlberechneten Sperrungen.

Betrachten wir endlich den Bau von dessen ökonomischer Seite, so läßt man auch hier der Regie nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man sich beifälligst hierüber äu-



ßert. Die Anlagekosten stellen sich durchgehends in gerechter Mitte zwischen Kargheit und Verschwendung dar. Jene für den Unterbau übersteigen im Gesammtdurchschnitte nicht die Summe von 70,000 fl. Conv. Münze pr. Meile. So z. B. betragen sie auf der Strecke von Wien bis Brünn, von nahe bei 20 Meilen Länge, trotz dem, daß ein Fünftel hievon (4 Meilen, von Wien nach Gänserndorf) Behufs des Preßburger Projektes doppelgeleisig angelegt ist, 1,466,200 fl. Conv. Münze, also im Durchschnitte für die Meile 73,310 fl.; und würden ohne dieses zweite Geleise, das eine Mehrauslage von 120,000 fl. nothwendig machte, nur 67,310, also 6000 weniger pr. Meile betragen haben. Zwar erhöhen sich dieselben auf den jüngst angefertigten, 16 Meilen oder 63,650 Klafter langen Strecken von Lundenburg über Hradisch und Prerau nach Hebolein vor Ollmütz: nemlich 1,355,012 fl. 32 kr., was im Durchschnitte 84,700 fl. pr. Meile ausmacht; dagegen wurde die Stockerauer Abtheilung in einer Länge von 3 Meilen, trotz den Schutzdämmen, die hier gegen die Donau-Austretungen angelegt werden mußten, um die mäßige Summe von 195,667 fl. 14½ kr. im Verpachtungswege hergestellt, — was einen Durchschnitt von nur 65,222 fl. 25 kr. pr. Meile ergibt.

Die Anlagekosten des Oberbaues mit Ralls kamen pr. Kurr. Klafter auf 28 fl. Conv. Münze, also pr. Meile auf 112,000 fl., — auf der kurzen, für den Betrieb mit Dampfkraft berechneten Flachschienen-Bahnstrecke auf 22 fl. 18 kr. pr. Kurr. Klafter, oder 89,200 fl. pr. Meile zu stehen. Daß sich die Aktionäre durch diesen bedeutenden Kostenun-

terschied, der sich zu Gunsten der letzteren Bauart ergab, nicht bestimmen ließen, derselben den Wahlvorzug zur Ausführung auf dem ganzen Bahnunternehmen zu geben, zeugt nur abermals von der richtigen Einsicht der Verwaltung, resp. Bauleitung, in das Wesen der Eisenbahnen und für deren praktischen Calculationsgeist. Denn die obige momentane Vermehrung der Baukosten der ersten Anlage erscheint nur illusorisch, wenn man berücksichtigt, daß der Flachschienen-Oberbau wegen seiner Eigenthümlichkeit der theils in Schotter eingegrabenen, theils aber aus dem Schotter hervorstehenden, der zerstörenden Einwirkung der atmosfärischen Luft ausgesetzten Streckbalken, welche die Feuchtigkeit einsaugen und sie den unten liegenden, an zwei Stellen eingeschnittenen Querschwellen mittheilen, binnen drei Jahren ganz in Fäulniß übergeht, — wie sich dies an den meisten in- und ausländischen Bahnen (auch an der oben bezeichneten Bahnstrecke zwischen Floridsdorf und Wagram) bereits erwiesen hat; — daß folglich die späteren Auslagen, welche für die höchst schwierige Wieder-Instandsetzung der Bahn unvermeidlich eintreten, und mindestens 6 fl. pr. Klafter oder 24,000 fl. pr. Meile betragen, das ursprüngliche Ersparniß mehr als aufwiegen — Auslagen, die sich in Folge der in beständigem Zunehmen begriffenen Holzpreise, und relativ wegen der durch die temporäre Betriebstörung wärend der Reparaturen verminderten Einnahme, augenscheinlich noch höher belaufen würden. Vergleichen wir den durchschnittlichen Betrag mit den Baukosten ausländischer Bahnen, so erscheint die »Nordbahn« auch von dieser Seite in einem sehr günstigen Verhältnisse,

wiewol die meisten der letzteren den Vortheil einer theilweise wohlfeileren Herbeischaffung des Materials hatten und haben, und ungeachtet daß an der »Nordbahn« einzelne Bauobjekte vorkamen, deren ungleich schwierigerer Charakter eine weit kostspieligere Herstellung bedingte; wie unter andern die beiden Brücken über die Donau zunächst dem Wiener Hauptstationsplatze, — Bauten, wie sie, meines Wissens, in diesem Maßstabe noch bisher bei keiner europäischen Eisenbahn bestehen, und denen erst in der von Venedig über die Lagunen nach Mestre zu erbauenden großartigen Brücke (dem Ausgangspunkte der Venedig-Mailänder Bahn) ein ebenbürtiger Rival erwachsen wird. Die Herstellung jener beiden Brücken kostete nach geschehener Collaudirung 96,000 fl. sammt Versicherung der Dämme und der mit diesem Baue verbundenen Absperrungen zweier Donauarme 104,417 fl., und mit diversen Nacharbeiten und angeschafften Reserve-Hölzern bis 1. November 1839: 110,119 fl. 9 kr.; bis 1. November 1840: 129,421 fl. 30 kr.

Die gesammten Kosten der Bahnanlage von Wien bis Brünn in ihrem fertigen Stande mit Gebäuden, Maschinen und dem fundus instructus, sammt den für eine Doppelbahn bis Brünn schon bezalten und deponirten Grundeinlösungs-Beträgen und für die noch disponiblen Grundstücke, belaufen sich auf 5,300,000 fl.*); wornach die Meile auf 265,000 fl. zu stehen kommt. Wenn wir hier abermals die bisher bekannten ausländischen Bah-

*) Die Stadt Brünn trug zum Baue des Brünner Viaduktes und Stationsplatzes die Summe von 22,000 fl. bei.

nen Europa's in Vergleich ziehen, so müssen wir über die daher resultirende, ungeheure Differenz zu Gunsten der »Nordbahn« fast erstaunen. Bei den englischen entfallen im Durchschnitte auf die Meile 900,000 fl., ohne der Dublin-Kingstoner, der London-Birminghamer und der Greatwestern-Bahn zu erwähnen, deren Durchschnittkosten pr. Meile zwei Millionen und darüber waren. Die belgischen Bahnen, die in der Schwere der Rails und in der Constructionsart unserer Nordbahn ziemlich gleichen, erforderten einen Aufwand von 400,000 fl. für die Meile. Und doch ist in England das Eisen um die Hälfte, in Belgien um beinahe ein Drittel wohlfeiler, als hier zu Lande! und doch müssen die Maschinen und ein großer Theil der Oberbaumaterialien aus jenen Ländern hierher bezogen werden!! Die übrigen Bahnen in Teutschland, Rußland und Frankreich kamen bekanntermaßen noch weit höher zu stehen, als die belgischen. — Die Schwere der Nordbahn-Rails war zwar nur auf 136 Pfund pr. Klafter beantragt; allein die wirklichen, sowol aus England bezogenen, als auch die meisten inländischen, wiegen 140 — 141 Pfund. Welch' eine beschwerliche Bauausgaben-Rubrik bilden, wie für den Betriebs-Conto die Kohlen, hier diese Rails für den Oberbau! Welche Differenz gegen die englischen Bauten! Wärend dort der Zentner Rails zu 10 fl. 30 kr. im Preise steht, kamen hier dieselben mit Transportkosten und Zoll auf 14 fl. 12 kr., die inländischen auf 13 bis 14 fl. — zur Bahn gestellt, im Durchschnitte auf 15 fl. Dieser höhere Preis verursacht bei 108,000 Zentnern, welche für die Strecke

von Wien nach Brünn zu legen erforderlich waren, den ansehnlichen Unterschied von 486,000 fl.

In Detail-Ausweisen resumiren sich die Baukosten folgendermaßen:

	fl.		kr.
Für den Wiener Stationsplatz . .	395,723	—	8
Für die I. Bahnabtheilung von hier bis zur Einmündung des Brünner-Flügels, d. i. bis Lundenburg	2,901,664	—	48
Für die II. Bahnabtheilung, resp. der Flügelbahn, von Lundenburg bis Brünn	2,525,754	—	59
Für die weiteren Strecken der Hauptbahn, von Lundenburg bis Prerau, und der Ausästung von da bis Ollmütz, einschließlich der disponiblen Material-Vorräthe	3,097,953	—	—
An Inventar-Stand	912,504	—	9

Zu den bestandenen Gebäuden sind im laufenden Geschäftsjahre noch einige neue nachgebaut worden, wie es die Erweiterung des Bahnbetriebes mit sich brachte. Insbesondere erstreckt sich dieser Nachbau auf die Waaren- und Brennmaterials-Magazine auswärtiger Stationen. Die neuerlich erfolgte Betriebsausdehnung auf die Stockerauer, Prerauer und Ollmützer Abtheilungen und die dadurch bedingte Vermehrung der Lokomotive und Waggons erheischte die Vergrößerung der Wiener und Lundenburger Bahnhöfe, insbesondere der Räumlichkeiten der Werkstätte in dem ersteren. Diese Bauvervollständigungen sind auch bereits größtentheils ausgeführt; der Wiener Bahnhof erhielt hiedurch

gegen den Prater zu die gehörige Erweiterung für den Waarentransport. Die Werkstätte steht nunmehr, nachdem der Engländer Baillie, der sie einrichtete, nach Ablauf seines Kontraktes entlassen ist, unter der Oberleitung des Mechanikers Gugg (aus Salzburg). Ihre Thätigkeit bewährte sich bei Erhaltung der Maschinen, ungeachtet des oft nicht ganz entsprechenden Brennmaterials, im vergangenen Jahre, wärend dem der Personen- und Lastentransport auf der 20 Meilen langen Bahnstrecke zwischen Wien und Brünn mit 19 Lokomotiven betrieben wurde. Es arbeiten nun hier meist teutsche Mechaniker.

Die Zal der Locomotive hat sich bis jetzt auf 36 Stück vermehrt, und weitere 6 Stück sind mit Ende des Jahres hinzugekommen, so daß nun 42 Maschinen für den Betrieb der eröffneten 40 Bahnmeilen vorhanden sind, unter denen 3 neue in Amerika und 2 nach Norris Prinzip konstruirt in England. Zugleich wurde in der eigenen Werkstätte allhier, zum Behufe der Instruirung des mechanischen Personals, im Jahre 1840 ein Versuch gemacht, von inländischen Arbeitern aus inländischem Materiale ein neues Lokomotiv bauen zu lassen, welches am 18. Oktober 1840 durch eine gelungene Probefahrt in den Dienst eingeführt wurde und sich bisher vorzüglich gut bewährte.

Der Maschinenführerdienst wird derzeit schon ausschließend von Inländern versehen.

Die Wagenburg war bis Ende des Jahres 1841 auf 18 Personen-Wagen der ersten, 50 der zweiten, 60 der dritten, 400 Lastwagen und 15 Equipagenwagen präliminirt — eine Summe (545 Stück), die gegen die vorjährige An-

zal (245 Stück) eine Vermehrung um 300 Stück, also um mehr als das Doppelte, wie bei der Maschinen-Ziffer gibt. Eine ganz neue Art kam hiezu in den sogenannten Gallerie-Wagen, welche, eigens für den Militär-Transport gebaut, am 31. August 1841 zum ersten Male benützt wurden, da ein Train von 28 solchen Waggons, deren jedes 40 Mann, in voller Rüstung, stehend fassen kann, das in Hradisch garnisonirende Feldjägerbataillon nach Brünn führte, zur Beziehung des Herbstübungslagers von Turrad.

Das ist ein neues Moment der vielseitigen Gemeinnützigkeit, unter welchem der Eisenbahnbetrieb erscheint. Fast in eben so viel Stunden, als das Bataillon Tagemärsche gebraucht hätte, um von einem Orte zum andern zu gelangen, in einem Vormittage, statt in sonst 6 Tagen, war es so an Ort und Stelle, und hatte überdies noch den Vortheil, daß die lästigen Einquartierungen, die Strapazen und Maroden und die Abnützung der Uniformstücke vermieden wurden. Die Transportkosten überstiegen, einem zwischen dem k. k. Aerar und der Nordbahn-Direktion getroffenen Uebereinkommen gemäß, kaum um 10 fl. den Betrag der normalmäßigen Vorspanngelder, die der Staatskasse zur Last fallen. Dieser gelungene Versuch dürfte nun wol nicht der erste und letzte bleiben, und leicht auch auf die projektirte Verlängerung der Stockerauer Bahn bis Linz fördersam einwirken.

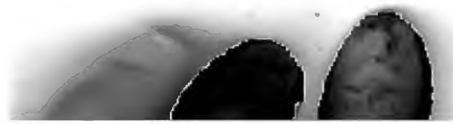
Wir kommen hier füglich auf den Personen- und Waaren-Verkehr, und somit auf die Betriebs-Erträgnisse der Nordbahn, an deren bisher eröffneten Strecken.

Daß Frequenz und Erträgnisse in fortwärendem Stei-

gen begriffen sind, ist eine Behauptung, die sich von selbst versteht, weil der Bahnbetrieb gleichfalls in fortwärender Erweiterung begriffen ist. Aber nicht absolut, sondern auch relativ genommen, würde sich die Steigerung der Frequenz und des Erträgnisses aus einem Vergleiche der Betriebs-Ausweise von einer und derselben Strecke, wärend der aufeinander folgenden Zeiträume ihres Bestehens und der einander entsprechenden Jahresperioden, nachweisen lassen.

In folgender Uebersicht finden sich im Allgemeinen die Frequenz, die Einnahmen und Ausgaben und das Erträgniß der Bahn in den ersten Jahren ihres Bestehens zusammengestellt.

	Personenfrequenz	Einnahme mit Einschluß der Frachten.		Ausgaben.	
		fl.	kr.	fl	kr.
Im ersten Verwaltungsjahre der am 16. April 1838 zu regelmäßigen Geldfahrten nach Teutsch-Wagram eröffneten Bahn bis 31. Oktober 1838 enthält der Ausweis	176,005	75,738	33	42,276	4
Im zweiten Verwaltungsjahre vom 1. November 1838 bis 31. Oktober 1839	263,886	257,202	12	180,267	36
Im dritten Verwaltungsjahre vom 1. November 1839 bis 31. Oktober 1840	228,368	588,343	56	451,092	40
Im vierten Verwaltungsjahre vom 1. November 1840 bis 31. Oktober 1841	334,425	820,700	14	—	—



Die Summe der Gesammt-Ausgaben im 4. Verwaltungsjahre kann, vor geschehener Prüfung der Rechnungen durch die nächste General-Versammlung (März 1842), nicht öffentlich mitgetheilt werden.

Von der Einnahme dieses 4. Jahres entfallen auf die Strecke zwischen:

Wien und Brünn (seit 1. November 1840)	714,143 fl. 38 kr.
Wien und Stockerau (seit 26. Juli 1841)	46,762 fl. 41 kr.
Lundenburg und Hradisch (vom 1. Mai bis 31. August 1841)	21,225 fl. 4 kr.
Lundenburg und Prerau (vom 1. Septemb. bis 16. Oktob. 1841)	24,407 fl. 50 kr.
Lundenburg und Ollmütz (vom 17. bis 31. Oktober 1841) . .	14,160 fl. 58 kr.
Zusammen obige	820,700 fl. 14 kr.

Die Fahrten nach Gänserndorf waren am 19. August 1838, jene nach Dürrnkrut im Mai 1839, nach Lundenburg im Juni 1839, nach Brünn am 7. Juli 1839 eröffnet worden. Im Sommer 1839 hatte auch bereits der Waaren-Transport begonnen, der bis zum 31. Oktober 1839 eine Einnahme von 7041 fl. 22 kr. abwarf. Vom 1. November 1839 bis 31. Oktober 1840 wurden in dem ersten halben Jahre an Frachtgütern 241,209 Ztr.; im zweiten halben Jahre 337,649 Ztr. auf der Bahn befördert; dann vom 1. November 1840 bis 31. Oktober 1841, im ersten halben Jahre 431,585 Ztr., im zweiten halben

Jahre 582,334 Ztr., wodurch sich eine fortwärende und sehr bedeutende Zunahme des Frachtenverkehrs herausstellt.

Das Verhältniß der Betriebskosten zur Brutto-Einnahme stellte sich gleich in der ersten Periode wie 60 zu 100, wie dies auch bei ausländischen Bahnen der Fall ist, obgleich dort die Kohlen bedeutend wohlfeiler kommen, als hier, und blieb auch in der Folge sich gleich, obwol mehrere eingetretene unglückliche Vorfälle, (wie bekanntlich der Zusammenstoß zweier hinter einander gefahrener Trains beim Branowitzer Stationsplatze am Tage der feierlichen Inauguration der Wien-Brünner-Bahn; das Hinwegreissen der Brücken bei Hunkowitz und Rohrbach durch den Wolkenbruch am 7. August 1839), Unfälle, die eben so nachtheilig auf die Frequenz einwirkten, als sie eine unabsehbare Folge von Mißdeutungen, Beirrungen und Hindernissen für die Unternehmung nach sich zogen und mit Grund der Befürchtung hätten Raum geben sollen, daß sich die Frequenz der Bahn nicht in dem Grade vermehren würde, als es in der That der Fall war; ein Beweis, daß sich das Vertrauen des Publikums in das Unternehmen keineswegs durch zufällige nachtheilige Ereignisse, wie die Geschichte aller bestehenden Bahnen sie aufzuweisen hat, beirren oder erschüttern ließ.

Zur bessern Würdigung der Ausdehnung, welche die Waarensendung, auf deren Erträgniß der Bau der Nordbahn ursprünglich hauptsächlich begründet wurde, gleich nach Beginn der Aufnahme von Monat zu Monat gewonnen, und zum Beweise, von welcher großen Wichtigkeit und Nützlichkeit dieselbe dereinst für die Unternehmung



nach der völligen Realisirung des vielverzweigten Projektes und deren vollständiger Organisirung zu werden verspricht, — möge hier, was ich oben unterlassen, eine detaillirte Uebersicht der verfrachteten Waarenquantitäten wärend des zweiten Semesters 1840 geeigneten Platz finden. Diese betrugen im Monate Mai, dem dritten seit Einleitung der Frachtfahrten, über 49,500 Ztr.; im Juni über 53,600 Ztr.; im Juli über 59,200 Ztr.; im August über 51,700 Ztr.; im September über 59,000 Ztr.; im Oktober über 63,000 Ztr. — zusammen in diesen sechs Monaten über 337,000 Ztr., und in fast steter Progression!

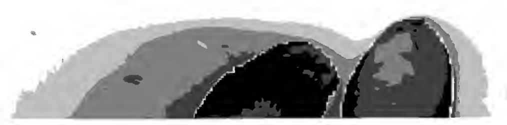
Im 4. Verwaltungsjahre 1840 — 1841 hat sich die Summe der Waarensendungen verdoppelt, denn es wurden auf der Bahn transportirt:

Im November 1840	89,203	Zentner
» Dezember »	52,102	»
» Jänner 1841	58,219	»
» Februar »	49,167	»
» März »	102,940	»
» April »	79,954	»
» Mai »	87,743	»
» Juni »	88,552	»
» Juli »	94,373	»
» August »	89,309	»
» Septemb. »	92,304	»
» Oktober »	130,053	»
Zusammen	1,013,919	Zentner

Wenn wir erwägen, daß die Nordbahn noch keinen eigentlichen Endpunkt hat; daß die Communikationen mit

der Bahn theilweise noch sehr mangelhaft sind, sich aber durch Herstellung besserer Seitenwege und Organisirung verschiedener Fuhrgelegenheiten immer mehr zu beleben anfangen; daß der Waarenverkehr auf den Landstraßen noch so bedeutend ist, daß bis jetzt in den ämtlichen Zolleinnahmen und Mauthgebühren auf der Wien-Brünner Poststraße seit dem Bestande des Waarentransportes auf der Bahn noch keine merkliche Abnahme fühlbar ward; daß durch die Eröffnung der weiteren Strecken die Frequenz an Personen und Waaren sich überall vermehrt; daß sich die Kosten des Brennstoffes, je näher die Trace den Bezugsquellen kommt, bedeutend vermindern müssen; daß durch die mit 1. April 1840 eingeleitete Erhöhung der Fahrpreise eine beträchtliche Mehreinnahme erzweckt wird, und daß endlich im Betriebe, durch die allmähliche Einführung besserer Einrichtungen und Ersparnisse, die Kosten überhaupt sich vermindern müssen, so können wir nicht zweifeln, daß die künftigen Ergebnisse des Betriebes bei weitem günstiger ausfallen müssen, und auf die Erfüllung jener Hoffnungen rechnen, welche bei Gründung dieser großen Schöpfung einerseits den Aktionnären eine ihren Auslagen entsprechende Verzinsung, andererseits dem Vaterlande die glänzenden Resultate zum Gedeihen des Handels und der Industrie verheißen haben.

Als besonders rentable und schon allein durch die Personenfrequenz, für welche sie doch nur nebenbei berechnet wurde, über alle Erwartung einträglich erweiset sich die Stockerauer Seitenbahn, die mit einem Kapitale von 800,000 fl. fundirt wurde. Gleich in den ersten Tagen nach



ihrer Eröffnung (am 26. Juli 1841) drängten und drängen sich noch fortwärend Tausende in die Bahnhöfe von Wien, Korneuburg und Stockerau, um an Lustfahrten theils auf der Bahn selbst, theils von ihr abwärts nach den zalreichen Punkten dieser an Naturschönheiten überhäuften Gegenden, die sie durchzieht, oder zu denen sie hinführt, sich zu vergnügen. (An Wochentagen zwischen 6 – 700 Personen, an Sonn- und Feiertagen fast immer 2000 und darüber.) Und es steht nicht zu befürchten, daß dieser Besuch in der Folgezeit, wenn er den sogenannten Reiz der Neuheit abgestreift haben wird, sich bedeutend vermindern werde, weil die Natur, die hier in den freundlichen Auen und Fluren und den romantischen Gebirgsgruppen längs dem mächtigen Donaustrome in ihrer vollen Herrlichkeit prangt, ewig neu und reizend ist, und weil die anderen Motive, die die Menge bisher anzogen, ihre Anziehungskraft zu behaupten nie aufhören werden. Uebrigens muß, abgesehen hievon, die Benützung der Bahn durch den Geschäftsverkehr, der zwischen den bevölkerten Ortschaften jenes Kreises unter einander und mit der Residenz Statt findet, noch gesteigert werden. Stockerau selbst ist der Centralpunkt dreier sehr bedeutender Straßenzüge, als: des einen über Znaim nach Prag; des zweiten über Horn ebenfalls nach Prag und dem westlichen Böhmen, und des dritten über Krems, und besitzt selbst ansehnliche Getreidemärkte.

Mit der Erreichung von Prerau ist endlich auch die Stammbahn an dem ersten wichtigeren Punkte für den Güter-Transport angelangt, und hat das zweite Stadium

ihrer industriellen Entwickelung erlangt. Der vielversprechende Geschäftszweig der Verführung von Schlachtvieh wird nun, nachdem die Bahn auch Ollmütz erreicht hat, sich reger bilden. Bisher wurden fünf Ochsentransporte, theils von Lundenburg, theils von Brünn aus, zusammen mit 850 Stück, versucht, wodurch alle bestandenen Vorurtheile und Gerüchte auf einmal schlagend widerlegt wurden, indem die Verführung leicht und gefahrlos von Statten ging. An Borstenvieh wurden vom 1 Mai 1840 bis letzten April 1841 wochentlich zwei Wagen, jedesmal bei 200 — 300 Stück stark, und eben so 50 — 60 Stück Kälber nach Wien befördert. In letzterer Zeit befand sich der Transport dieser Artikel fort im Steigen.

Ein anderes großes Geschäft macht schon jetzt die Getreide-Zufuhr nach Wien. Es wurden im dritten Verwaltungsjahre 5000 Metzen Weizen, 45,000 Metzen Korn, 62,000 Metzen Gerste und 88,000 Metzen Hafer, in Summa 200,000 Metzen oder 126,322 Zentner auf der Bahn herein gebracht, und mehr, als das gleiche Quantum, mußten die Aufnahms-Bureaux, weil sich die Zufuhr gerade immer an Markttagen drängt, wegen Mangels an hinlänglichen Transportmitteln zurückweisen. Vom 1. November 1840 bis Ende April 1841 wurden an Brotfrüchten bei 74,000 Zentner zugeführt, Floridsdorf mit eingerechnet.

Unter den weiter zur Approvisionirung der Residenz auf der Bahn zugeführten Artikeln kommen auch bedeutende Quantitäten von Wildpret jeder Art, dann Schmalz, Eier, Butter, ja sogar Milch vor.

Unter jenen Produkten, die, wegen der Kostspieligkeit ihres Transportes auf weite Entfernungen, vor Errichtung der Eisenbahn zwischen Wien und den nördlichen Landstrichen der Monarchie wenig oder gar nie im Verkehr erschienen, sind, nebst Vieh, noch Holz und Gartenprodukte.

Außer dem Hornvieh werden in Prerau und Ollmütz nun auch Bau- und Brennholz, Dachschiefer aus Weißkirch, Eisen und andere Erzeugnisse der nördlichen Gegend dem rasch fortschaffenden Wege zuströmen.

Eben so versendet Wien, was sonst nie geschehen, bereits viel feines Mehl und bei 1200 Zentner Kochsalz monatlich auf diesem Wege nach Brünn.

Als nicht minder erheblich läßt sich ferner der Kohlen-Transport voraussetzen, sobald die Bahn den schlesischen und preußischen, reichhaltigen Gruben näher gerückt sein wird, und zwar, wenn anfänglich für die Bahnunternehmung allein, mit der Zeit gewiß auch für das Publikum.

Die beträchtlichste, wahrhaft enorme Ausgabsrubrik für den Bahnbetrieb war und ist immer noch der Brennmaterials-Aufwand.

Vom 1. November 1838 bis 30. April 1839 wurde für Kohlen, Koaks, Holz und Oelkuchen verausgabt

19,384 fl. 11 kr.

Vom 1. Mai 1839 bis 31. Oktober 1839 . . . . 55,653 fl. 41 kr.

Vom 1. November 1839 bis 30. April 1840 . . . . 90,883 fl. 38 kr.

Vom 1. Mai 1840 bis 31. Oktober 1840 . . . . 106,181 fl. 11 kr. *)

Dieses Mißverhältniß (indem der Aufwand für den Brennstoff 24—30 Percente der Brutto-Einnahme und 40 Percente der Gesammt-Ausgabe ausmacht), das bis nun bei keiner andern Bahn so grell hervorgetreten ist, wird, so beschwerlich es in der Gegenwart fallen mochte, bei dem allmähligen Fortschreiten des Bahnbaues gegen Schlesien, eine Verminderung um die Hälfte, ja sogar um 2 Drittheile erleiden. Die gegenwärtigen Preise der schlesischen und preußischen Kohle sind an den Gruben 15 bis 18 kr. pr. Zentner, wärend er der Gesellschaft bis vor Kurzem noch, sammt Verfrachtung, Zoll und Verkoaksung, auf 1 fl. 30 kr. zu stehen kam. In welch einem Vortheile befinden sich in dieser Hinsicht gegen die Nordbahn die englischen, belgischen, preußischen u. a. Bahnen! In England kostet die Tonne von 18 Wiener Zentner 4 fl. Conv. Münze, daher 1 Zentner 13⅓ kr.! — Zu den bereits bestehenden zwei Koaksanstalten — der einen in Raigern, zwei Meilen von Brünn, der andern in Floridsdorf nächst Wien — soll nun eine dritte in der Nähe von Mährisch-Ostrau, an der Gränze kommen, wo die in neuester Zeit abgeschlossenen Kontrakte in Schlesien eine solche bedingen. Die Leitung des Verkoaksungsgeschäftes ist nunmehr Inländern

*) Die Mittheilung der Ausgaben für das Brennmaterial in dem Zeitabschnitte vom 1. November 1840 bis 31. Oktober 1841 ist uns vor deren Vorlage und Prüfung in der achten General-Versammlung nicht gestattet.



anvertraut, nachdem die für die erste Zeit der Einrichtung engagirt gewesenen Engländer entlassen sind.

Dieses finanzielle Motiv wäre allein fast hinreichend, auf die möglichst schnelle Fortsetzung des Schienenweges bis in jene Gegenden zu dringen. Die nahe Verwirklichung derselben ward auch bereits durch den einstimmigen Beschluß der Aktionnäre in der vorjährigen (achten) General-Versammlung am 29. März 1841 ausgesprochen, so zwar, daß der Weiterbau von Prerau bis Mährisch-Ostrau unverzüglich, und jener von Ostrau bis Oswieczin nach Ermessen der Direktion zu beginnen hatte, um diese Strecken wo möglich nach zwei Jahren in Betrieb mit Dampfkraft setzen zu können. Das Projekt wurde wegen leichterer Behandlung bei der Ausführung in drei Abtheilungen gesondert, nämlich von Prerau bis Leipnik, welche Strecke bereits in Angriff genommen ist, um so bald wie möglich die hier durchführende polnische Straße zu erreichen; dann von Leipnik bis an das linke Ufer der Ostrawitza bei Ostrau, und von da bis Oswieczin. Die erste Abtheilung hat eine Länge von 7400 Klaftern, die zweite 37,950, die dritte 41,422 Klaftern, zusammen 86,772 Klaftern = 21¹¹/₁₆ teutschen Meilen.

Der zweite Beweggrund zur frühern Vollendung dieses neuen, größten Bahnflügels, der nur um circa 4 Meilen kürzer als die bisher eröffnete Strecke der Hauptbahn (von Wien bis Prerau, 25³/₄ Meilen) ist, noch vor dem Ausbau der letzteren, die bekanntlich in nordöstlicher Richtung von Prerau in Bochnia ihren Endpunkt finden soll, liegt, neben dem vorangeführten, in der möglichst baldigen Ver-

bindung der Nordbahn mit zwei ausländischen Eisenbahnen: der Warschau-Wiener und der oberschlesischen (von Breslau her), welche beide bei Oswieczin einmünden. Es vindizirt sich demnach eigentlich dieser Flügel den Namen der »Nordbahn« mit mehr Recht, als die Haupttraçe gegen Bochnia; ein Anspruch, den er sich auch durch seine zukünftige Bedeutenheit, als die hochwichtige Verbindungslinie für den Norden Europas, verdienen zu wollen scheint. Wenn schon die Vervollkommnung der Verkehrsmittel zwischen den verschiedenen Theilen eines und desselben Staates zur Vermehrung des National-Reichthums so wesentlich beiträgt, um wie viel größer ist das Resultat einer solchen Verbesserung, wenn sie auf den Verkehr zweier, oder, wie es hier der Fall ist, dreier Reiche und deren Völkerschaften Anwendung findet, welche von einem um so größern Interesse geleitet werden, die Wichtigkeit ihres materiellen und geistigen Tauschhandels zunehmen zu sehen!

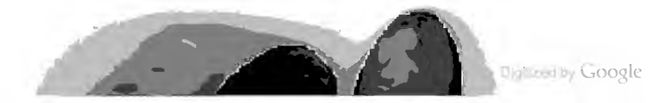
Geben wir uns der angenehmen Hoffnung hin, daß der moderne Feuergott sein zauberkräftiges Gespann dereinst, und vielleicht in unferner Zeit, vor den Thoren des hundertthürmigen Prags, Lembergs, von Linz und Preßburg verschnauben lassen werde, und beglückwünschen wir uns, Augenzeugen einer so kolossalen Zeitgeburt zu sein, die den Reichthum zum Vater, die Einigkeit zur Mutter, die Spekulation zur Hebamme, den Neid zum Accoucheur, den Patriotismus und die Unterthanenliebe zu Pathen, die Erfahrung zur Amme, die Technik zur Erzieherin, die Industrie zur Freundin, den Völkerverkehr zum Lebensgefährten hat, und bald mit der Frucht der allgemeinen Wohlfahrt

gesegnet sein, und Segen rings um ihren Pfad, den sie sich gebahnt weit und breit, auf uns, unsere Kinder und Kindeskinder ausstreuen wird! Beglückwünschen wir uns, Mitglieder einer Staatenfamilie zu sein, in derem Schooße ein solches »Monstre,« das von einer Extremität zur andern, in seinem Stamme und seinen Armen, achtzig Meilen mißt, so rüstig und wohlgeformt erwachsen und gedeihen konnte, ohne durch seine Auswüchse horrendum et informe zu werden, und (um die Worte Horazens weiter bildlich zu verwenden) welchem, wiewol »des Lichtes beraubt,« doch das Feuer nicht ausgeht! Wahrlich, es gehört eine gesunde Leibeskonstitution dazu, um solch einen Giganten zu gebären und zu ernähren und großzuziehen, daß es ihm wohl ergehe auf Erden!

Kleine Lebensbilder.

Die Wunderkur.

Es ist noch kein Jahr, daß Wampelino, der Besitzer mehrerer Herrschaften, Landgüter und Maierhöfe, wie auch einer dickleibigen Sammlung mit zwölf bis zwanzig über Pari angekaufter Eisenbahn-Aktien, mit einem Male ganz verzagt und kleinlaut zu werden begann; er selbst wußte sich die Ursache nicht zu enträthseln. Die feinsten Leckerbissen seiner französischen Küche, die delikatesten Weine, aus fernen Landen verschrieben, gingen unberührt an seinen Tafeln vorüber, und er, sonst eine der ersten Notabilitäten in der Kunst zu essen und zu trinken, ein Mann, welcher selbst von den renommirtesten Gourmands der Stadt in zweifelhaften Fällen als Autorität citirt wurde, ein Mann, der die Regeln des feinen Geschmacks besser inne hatte, als alle Künstler und Kritiker der Welt, er stand nahe in der Gefahr, so wohlerworbenen Ruhm mit Einem Male einzubüßen. Es begann ihm an Appetit zu fehlen, und mit jedem Tage wurden die Folgen dieses für andere arme Menschenkinder sonst so beneidenswerthen Mangels immer fühlbarer. Der Chef des Küchendepartements, ein würdiger Abkömmling aus dem alten Hause der Vatels, kündigte ihm den Gehorsam auf und legte mit stolzen Worten sein Anstellungs-Diplom zurück, als wenn sein Ge-



bieter nicht mehr fähig wäre, seine Kunst zu verstehen, zu würdigen und zu schätzen. Darob grämte sich Wampelino sehr in seinem Herzen, und weinte bittere Zähren.

Man rieth ihm zur Medizin. Allein, welchem Sisteme sollte er sich anvertrauen? Der Eine schlug die Allopathie vor, ein Zweiter die Homöopathie, ein Dritter die Hydropathie, — er entschloß sich endlich zu allen dreien! Wo die Mittel des einen Sistems nicht ausreichten, da sollte das andere nachhelfen, ergänzen, und alle drei zusammen sich vielleicht auch bei ihren gewagteren Versuchen das Gleichgewicht halten.

Nun ist das Jahr um. Wampelino ist wiederhergestellt und bringt den Sommer auf seiner ländlichen, alle Freuden und Genüsse des Stadt- und Landlebens in sich schließenden Villa zu. Er ist glücklich über alle Massen, denn der verlorne Appetit ist wiedergekommen, die Tische seufzen unter der Last der köstlichsten Speisen und Weine, und in seiner Herzensfreude läßt er sich selbst durch eine flüchtige Erinnerung an die »orientalischen Wirren« den Appetit nicht verderben.

Er feiert das Fest seiner Wiedergenesung. Durch Eilboten hat er die drei Doktoren, welchen diese Wunderkur gelungen, zu sich entboten, und alle Drei treffen nun zugleich auf seiner Villa ein. Ich wollte, daß auch in der Poesie jene Rococozeit wiederkäme, wo der Dichter in der Angst seines Herzens Apollo und die neun Musen und selbst das Hausgesinde des Parnasses anrief und anfang, ihm die Farbentöpfe seiner Fantasie zurecht zu richten, daß er ein treues, lebendiges Bild schaffe, — und wäre dies, es gäbe

keine herrlichere Gelegenheit, den Beistand der Unsterblichen anzurufen, daß sie es mir gelingen ließen, wahr und treffend zu schildern, mit welchen Augen sich die drei feindlichen Sisteme betrachten, als sie sich insgesammt in so naher Vereinigung beisammen finden, wie immer finsterer und unheimlicher auf ihren Gesichtern die Wolken der Erbitterung, des Parteihasses heraufziehen, wie sie nur mühsam den ersten Ausbruch ihrer feindseligen Demonstrationen bekämpfen, und wie endlich nur das Eine das drohende Ungewitter beschwichtiget, daß sich jeder mit der nahen Hoffnung des glänzenden Triumphes, den seine Kunst an Wampelino errungen hatte, vertröstet.

Wampelino empfängt das medizinische Kleeblatt mitten in den Freuden seiner reichbesetzten Tafel. Für einen Reconvalescenten leistet er immerhin schon Ausgezeichnetes, und von den drei rivalisirenden Söhnen Aesculaps, gleich den ewigen Göttern, kennbar durch die Attribute, die sie mit sich führen, kann keiner den Stolz und die Freude über die ihm gelungene Wunderkur bemeistern. Schon beginnen sie sich mit feindlichen, kampfbereiten Blicken zu messen, sie greifen zu den Waffen, der Allopath führt ein ellenlanges Rezept in's Gefecht und prüft sinnend Verhältniß, Wirkung und Gegenwirkung der in brüderlicher Eintracht darauf verbundenen Extrakte, Mixturen, Wurzeln und Kräuter, — der Homäopath zieht sein Taschenbuch hervor, eine Apotheke in Einem Bande, wie man jetzt die Klassiker hat, — der Hydropath hält eine tüchtige Flasche Brunnenwasser dem Sonnenlichte entgegen, und glaubt in den aufsteigenden

Blasen den **belebenden Geist des Universums** wahrzunehmen. **Wampelino** tafelt unterdessen froh und behaglich fort, ihn kann nichts so leicht aus seinem stoischen Gleichgewichte bringen, und in seinen Gesichtszügen thront jener Geist von Erhabenheit, Ruhe und Befriedigung, durch welche sich der gesättigte Mensch so interessant zu machen weis.

Doch der Streit soll auch entschieden werden. **Wampelino** soll auch sagen, wessen Rathschläge er befolgt, wem er seine Heilung zu verdanken habe? — Da tritt der vierte und rechte Doktor ein: **Eine Wiener Köchin!** — Weder die Flaschenbatterien der Allopathie, noch die unsichtbaren Weisheitskörner der Homäopathie, noch die Ueberschwemmungen der Hydropathie haben vor **Wampelino** Gnade gefunden, sondern einer Wiener Köchin, einer Hygieia des neunzehnten Jahrhunderts, ist der große Wurf gelungen, das gestürzte Reich des Appetits wiederherzustellen. Noch späte Zeiten werden von dieser **Wunderkur** erzälen, und der bescheidene Name »**Lenerl**« wird glorreich in den Chroniken vom Stamme der **Wampelinos** prangen!

X.

Volkssagen in und um Wien.

Erzält von Emanuel Straube.

Der Klagbaum.

»Nun, wie ist's?« rief der würdige Seelsorger »zu Sant Job« dem Grundverweser und den Geschwornen entgegen, die mit gar bestürzten Gesichtern früh Morgens in sein Kämmerlein traten, »wie ist's? hat sich der Spuk wieder hören lassen?«

»Leider ja,« gegenredete der Richter, traurig die Achseln zuckend; »ich weis zwar, daß Eure Hochwürden nicht daran glauben wollen; jedoch bin ich verwichene Nacht selbst zur Kapelle geschlichen und habe deutlich die Klag' gehört und es ist mir sogar vorgekommen, als schwebte ein Schatten unter dem Baume hin, welchen das geschreckte Volk den Klagbaum nennt. So kommen wir denn und wollen Eure Hochwürden gebeten haben, die Wehklag zu bannen, als welche große Unruhe und Kümmerniß unter den Insaßen erweckt!«

Der Priester sann eine Weile nach, dann sagte er: »Es ist eine böse Zeit über uns gekommen, meine Kinder, und die Zuchtruthe des Himmels hängt sichtbarlich über der Welt. Von allen Seiten ist der Feind in's Land gefallen. Raub, Brand und Mord wüthen ringsumher, und die



Kreuzfahrer haben uns, anstatt heiliger Reliquien und anderer Segensgaben, ein häßlich Gebrest aus dem Morgenlande mitgebracht, welches sie die Hiobskrankheit nennen, und ein gar böslicher ekelhafter Aussatz ist. Ihr wißt, meine großgünstigen Freunde, daß sie in unserer guten Stadt Wien grausamlich um sich gegriffen hat und daß zu den Bädern, so man dagegen verordnet, so viel Stuben verwendet werden müssen, daß schier ein ganzes Stadttheil davon das »Stubenviertel« benamset worden; ist's da verwundersam, wenn der Zorn des Himmels sich auch in ungewöhnlichen Erscheinungen am Himmel und auf der Erde darlegt? Geht, ihr Lieben, und vertrauet auf den grundgütigen Schöpfer und Erhalter; ich will gen Abend bei Euch vorsprechen und sehen, was Bewandtnuß es mit der Klag' am Baum habe.«

Sie gingen und der fromme Mann schloß sich in seinem Stüblein ab und brachte den Tag unter Büchern und Scripturen und im Gebete zu, womit er sich auf das Abenteuer der Nacht im Geiste vorbereitete.

Als die Dämmerung eingetreten war, brach er auf und begab sich nach dem Losament des Grundvorstehers, allwo ihn die Geschwornen bereits erwarteten und ein stattlicher Imbiß aufgesetzt war, zu welchem ihn der Richter mit wohlgestellter Rede lud; der Geistliche aber lehnte es ab, an dem Schmause Theil zu nehmen.

»Nicht ist die Zeit im Jahre 1246, wo wir leben, von solcher Natur,« sprach er, »daß die Diener des Herrn in Saus und Braus schwelgen dürften, oder ihren Leib füttern, und mästen sollen das Fleisch! Kasteien wir uns lieber und

thun Buße, auf daß das Gericht des Herrn baldigst über unseren Häuptern dahinziehe!«

Solchem Rathschlage fügten sich die Andern williglich und anstatt zu schlemmen, thäten sie dem Gebete obliegen und frommen Betrachtungen, wie sie Christen zur Zeit der Heimsuchung geziemlich sind.

Also schritt die Nacht feierlich und langsam vor, als plötzlich der Wächter hereinstürzte und vermeldete, wie der Klagbaum allbereits wieder sein Wehe vernehmen lasse, daß es weithin zittere durch die Nacht und alle Anwohner der Umgegend bänglich in ihren Clausuren sich abgesperrt hätten, auf daß kein Uebel komme über sie. Alsbald erhob sich der Priester, Crucifix und Weihwedel in der Hand, und verließ die Wohnung des Richters, und hinter ihm gingen all' die Männer, so mit ihm verharrt hatten bis zu dieser Frist.

Es war eine dunkle, unheimliche Nacht, durch welche sie pochenden Herzens dahin walleten und Entsetzen durchfröstelte die Meisten von ihnen, als sie, noch ziemlich fern dem Kirchlein, an welchem der Klagbaum seine Aeste emporrankte, die wimmernden Töne erklingen hörten, welche die Furchtsamen für die Wehklag' hielten, einen Spuck, der sich als rollende Kugel am Boden hinkollert und herzzerschneidenden Weheruf von sich läßt. Sie blieben wie durch Abrede stehen und bekreuzten sich.

»Es klingt, wie Gesang,« bemerkte der Priester, »und scheint nicht von bedrohlicher Natur zu sein. Wer ein Herz hat, folge mir, auf daß wir dem Räthsel das Visir lüften und das Schreckgespenst der Schauseligen bannen!«



Aber er hatte gut reden; die Mannen standen wie versteinert und über das Antlitz eines Jeden von ihnen legte sich eine Geisterblässe, welche zeigte, wie schlimm es mit ihrem Muthe bestellt sei.

»Vorwärts, ihr Freunde!« rief der Pater, »vorwärts in Gottesnamen!« und schritt, raschen Fußes, dem Abenteuer entgegen; sein Eifer war so groß, daß er gar nicht gewahr wurde, wie die Gefährten allesammt zurückgeblieben seien und er allein wandere.

Je näher er dem Kirchlein kam, um desto deutlicher schlug der Klageton an sein Ohr, so traurig, so herzdurchbohrend, so innig und wehevoll, daß der fromme Priester bald glaubte, den Ruf eines brechenden Mutterherzens um ihr todtes Kind, bald ein Weinen der Engel über gefallene Seelen zu hören; es klang so unheimlich und doch so menschlich, so schmerzhaft und doch so erhebend, daß ihn Schauer des Jenseits erfaßten und er wider Willen inne hielt im Gang, um sich Kraft zu sammeln und Muth zu dem Abenteuer. Da kam es ihm bei einem hervorbrechenden Mondstrahle vor, als wanke eine unerkennbare Gestalt im Schatten der Linde hin und alsogleich erhob er das Bild des Gekreuzigten in seiner Hand, sprengte von dem heiligen Wasser für sich hin und rief donnernd:

»Exorciso te in nomine — — —

Plötzlich ward es still ringsumher, die dunkle Gestalt tauchte neben dem Priester empor und verschwand mit ihm hinter der Kapelle; erst am folgenden Morgen erschien der Geistliche wieder, heiter und vergnügt, und erzälte, wie jener Spuck niemand anderer gewesen, als ein sehr wackerer

Rittersmann und Sänger; aber er wollte den Namen nicht nennen und behauptete blos: jenes Wehelied am Lindenbaum habe die Klagen des Meistersängers ob des über Wien hausenden Gebrestes enthalten und der Sänger dazu diesen Ort als besonders einladend und paßlich gewählt, ohne ein Arges daran zu haben oder gar zu vermuthen, die leichtgläubige Menge werde einen böslichen Spuck daraus werden lassen. Dieserhalb vermahnte der Pater auch Alle zu freudigem Muthe und Furchtlosigkeit, dieweil ihm der Ritter vertraut habe, wie die Aussatzseuche bereits im Abnehmen sei und auch die feindlichen Einfälle ein lichteres Aussehen gewännen, so wie es Gottesfurcht und frommer Sinn zum Gebote mache, allüberall die Hand des Herrn, nicht aber das Eingreifen von Gespenstern oder wol gar des bösen Feindes zu sehen.

Die Insassen hörten den Worten des braven Geistlichen andächtiglich zu; allein man glaubte ihm nicht und blieb bei dem alten Wahne, weßhalb die Linde an dem St. Jobskirchlein bis in die spätesten Zeiten der Klagbaum hieß und später einer daselbst entstandenen Gasse den Namen verlieh, welchen sie noch bis zum heutigen Tage führt.

Glaubwürdigen Chroniken zu Folge dürfte der nächtliche Sänger am Klagbaume der ehrenfeste und biedere Ritter, Ottokar von Horneck, gewesen sein, welcher dazumal bei dem Schirmvogte Otto von Liechtenstein im Hause war und vielleicht ob des dazumal leicht hervorgerufenen Gespöttes über die edle Singekunst seinen



Namen nicht gern kund gethan wissen wollte. Wol ist der Meister nachmals zu Ehr' und Gunst gelangt; allein nicht immer war's ihm so gut gegangen und viele wackere Sänger erfuhren dazumal, wie sie es noch jetzt erfahren, das Sängerloos: Per aspra ad astra.

Ein Wort zur Einführung der Dienstbotenbücher.

Wo man jetzt hinkommt, hört man über die schlechten Dienstboten klagen. Wien wird von 81,000 Familien bewohnt, und man könnte eine Wette eingehen, daß jede dieser Familien ohne Ausnahme etwas zu erzälen wissen wird, was sie schon mit Dienstboten ausgestanden, ja manche könnten ganze Bücher davon voll schreiben. Läßt man dagegen unsere alten Leute reden, so ist das in ihren Tagen ganz anders gewesen. Damals sahen die Dienstleute noch auf den Vortheil ihrer Herrschaft, nicht blos auf ihren eigenen Sack, damals waren sie noch gewissenhaft, ehrlich und gottesfürchtig, sie blieben Jahre lang in demselben Hause, und wurden häufig sogar auf die Kinder vererbt, sie trugen sich einfach nach ihrem Stande, legten ihr Erspartes sorgsam zusammen, sie waren gleichsam ein Glied der Familie, welche sie aufnahm, und hingen ihr an, mit rührender Liebe oft, bis an das Ende ihrer Tage. Wo trifft man dies jetzt noch an? Unbrauchbare, faule, liederliche, gewissenlose, betrügerische, diebische Dienstboten gab es wol auch damals, wie zu allen Zeiten, allein sie waren doch nur Ausnahmen, und von ihnen ließ sich nicht auf die Verderbtheit der ganzen Klasse schließen. Jetzt dagegen sind brave und rechtliche Dienstleute beinahe eine Seltenheit

geworden, und wer so glücklich ist, einen solchen Schatz zu besitzen, der wird von dem ganzen Kreise der Bekannten und Verwandten beneidet, als ob er einen Treffer aus der Lotterie gemacht hätte. Allein selbst diese »Perlen von Dienstboten« werden nicht selten verdorben durch das böse Beispiel der Anderen und durch ihre Herrnleute selbst, denn so wie die Diener nicht mehr so sind, wie ehemals, so sind es auch die Herren nicht, und im Schlimmen, wie im Guten ist Alles wechselweise bedingt, und schreitet im gleichen Verhältnisse vor- und rückwärts.

Die Ursachen hier zu erörtern, welche in unserer großen Residenz, so wie anderwärts, diese bedauerliche Richtung in der Moralität der dienenden Klasse herbeigeführt haben, liegt nicht in der Tendenz dieses Aufsatzes, doch behalte ich mir dieses Thema für eine andere Gelegenheit vor. Hier erlaube ich mir blos, die Frage in Anregung zu bringen: ob nicht vielleicht durch die Einführung von Dienstbotenbüchern den vielfältigen und dringenden Klagen wenigstens einigermassen abgeholfen werden könnte?

Diese Dienstbotenbücher müßten folgende Rubriken enthalten: Name, Stand und Wohnort des Dienstgebers, — Tag des Diensteintrittes, — Gattung des Dienstes, — erhaltener Lohn, — Tag des Dienstaustrittes, — Bestätigung der Aufführung, — Ursache der Entlassung, — Unterschrift des Dienstgebers, — polizeiliche Bestätigung.

Jeder Dienstbote müßte ein solches Buch besitzen, und wäre gehalten, es seinem Dienstgeber alsogleich beim Eintritte zu übergeben. Der Dienstgeber wäre, unter eigener

Verantwortlichkeit und allenfalls auch unter Androhung eines zum Armenfonde zu leistenden Strafbetrages, verpflichtet, diese Rubriken bei Jedem, welchen er in seinen Dienst nimmt und wieder entläßt, genau auszufüllen, auch selbst in dem Falle, als das Dienstverhältniß nur ganz kurze Zeit gedauert hätte. Dadurch gewänne man bei jedem einzelnen Individuum eine genaue Uebersicht aller seiner Dienstorte, man würde wissen, ob er eine kürzere oder längere Zeit in den einzelnen Häusern zubrachte, und erhielte schon dadurch, auch ohne alle Rücksicht auf die Bestätigungen über seine Aufführung, einen verläßlichen Anhaltspunkt, seine Brauchbarkeit, seinen Fleiß, seine Verträglichkeit u. s. w. zu beurtheilen. Man würde es sich häufig ersparen können, sich bei dem früheren Dienstgeber persönlich um das Verhalten des Neuaufzunehmenden zu erkundigen, was jetzt fast überall geschieht, denn wenn in dem Buche mehrere Dienstplätze von einiger Dauer ausgewiesen erschienen, so könnte man wol schon daraus auf die Brauchbarkeit des Individuums mit ziemlicher Verläßlichkeit rechnen.

Auch würde der als unumstößliche Regel aufgestellte Grundsatz, alle Dienstorte in dem Buche ersichtlich zu machen, die sehr wohlthätige Folge haben, daß die Dienenden selbst darauf bedacht sein müßten, nicht so oft zu wechseln, was jetzt so überaus häufig der Fall ist, und wobei man, da sie für ganz kurze Dienste von ein Paar Wochen oder gar nur von einigen Tagen fast nie ein Zeugniß verlangen oder erhalten, gar nie Kenntniß davon erhält, wo sie sich in der unmittelbar vorangehenden, oft ziemlich langen Zeit überall herumgetrieben haben. Und doch muß



man diesen Leuten, die man gar nicht kennt und die einem in der Regel nur durch die sogenannten »Zubringerinen« frei von der Straße her empfohlen werden, sein Hab und Gut, seine Kinder anvertrauen!

Selten geschieht es, daß diese Personen bei der Aufnahme mehr als Ein Zeugniß, das letzte, produziren. Diese Zeugnisse lauten meistens von zwei bis drei Monaten früher, und fragt man, wo sie in der Zwischenzeit gewesen, so waren sie entweder nach Hause gereiset oder im Spitale. Eine vielfältige Erfahrung lehrt aber, daß sie sich diese Zeit über da und dort herumtrieben, es an verschiedenen Plätzen probirten, überall nur kurze Zeit blieben, und von all dem erfährt man — gar nichts. So treten diese Leute oft schon mit einer Lüge in den Dienst, und wie soll man dann Vertrauen zu ihnen haben?

Wären sie aber wirklich, sei es nun durch eine Reise, oder durch Krankheit, oder sonst einen Umstand, genöthiget gewesen, ihre Dienste zu unterbrechen, so müßte natürlich auch dieses in dem Buche angemerkt erscheinen, und auch jene Personen, welche ihnen wärend ihrer Dienstlosigkeit Unterstand geben, hätten dieses in dem Buche zu bestätigen.

Dasselbe würde somit eine vollständige Uebersicht über den Aufenthalt und die Beschäftigung eines jeden dienenden Individuums gewähren, und außer den mehrfachen und gewiß nicht unbedeutenden Vortheilen, welche durch die allgemeine Einführung eines solchen Instituts für die Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes in Hinsicht auf Herren und Diener nothwendiger Weise daraus erwachsen müßten, insbesondere auch noch den wichtigen Nutzen die-

ten, daß hiedurch auch die Aufsicht der Behörden und Gerichte über diese Individuen wesentlich erleichtert würde. Es läge in jedem einzelnen Falle gleich der Ausweis über sämmtliche Dienst- und Unterstandsorte vor, es könnte keiner davon verschwiegen, und jede Lücke müßte augenblicklich bemerkt werden.

Es wird freilich sehr viele aus der dienenden Klasse geben, welchen diese genaue Controlle etwas unbequem sein möchte, allein dies sind gewiß nur solche, welche eine strengere Ueberwachung zu scheuen haben, und für diese eben, welche dann doch auch dazu sehen müßten, sich empfehlende Ausweise zu verschaffen, wären diese Bücher wol zunächst berechnet und würden in vielen Fällen auch höchst nützlich auf sie einwirken und dem so sehr überhand genommenen Gebrauche, sich oft alle vierzehn Tage, oder wann es hoch kommt, alle zwei Monate einen anderen Platz zu suchen, wirksam Einhalt thun, wärend sie den wirklich braven, den rechtlichen Dienstboten in jedem Falle nur willkommen sein könnten, weil ihnen hiedurch wieder ein Mittel mehr an die Hand gegeben würde, sich ihren Herren zu empfehlen und darzuthun, daß es ihnen wirklich immer Ernst gewesen sei, den Pflichten ihres Standes treu und gewissenhaft nachzukommen.

Aber auch die Dienstgeber selbst, einmal überzeugt von der Zweckmäßigkeit einer solchen Einrichtung, würden bei den tausend Klagen, welche sie beständig im Munde führen, mit Freuden die Hand dazu bieten, die Sache in der rechten Weise zu realisiren, sie würden gewiß die Einschreibungen in diese Bücher nicht unterlassen, und mit dem Gemein-



sinne, der den Bewohnern unserer Stadt immer eigen ist, gerne den Zweck: einen besseren Geist in die dienende Klasse zu pflanzen, erreichen helfen.

Und so mögen denn diese Zeilen als nichts anderes angesehen werden, wie als das, was sie wirklich sind: als ein bescheidener, wohlgemeinter Vorschlag, hervorgerufen durch vielfache Erfahrung im Kreise des eigenen Lebens, und sich gerne jeder höheren Einsicht unterwerfend.

A.

Oesterreichischer Parnaß.

Von Heinrich Ritter von Levitschnigg.

2.

Nikolaus Lenau.

Wenn ich den Namen Lenau höre, so wird es maienhaft in meiner Seele. Ich sehe die erwachende grüne Erde, wie sie ihr Bräutigam, der schöne Lenz, mit Blumen beschenkt, und die Lerchen »seine Singraketen« in die Luft schleudert. Aber die Freude währt nicht lang, und die heitere Stimmung entflieht, wie ein goldner Traum, an den man sich nach dem Erwachen umsonst zu erinnern strebt. Ach Gott! der Frühling ist so kurz, und bald kommt die traurige Zeit, wo er stirbt, und auf dem Rasen verströmt »all sein Herzblut, seine Rosen!« Ich weis nicht, ob ich irre, aber ich glaube, mit den obigen Worten so ziemlich die mährchenhafte Wirkung eines Lenau'schen Gedichtes auf das Herz des Lesers geschildert zu haben.

Seine Gedichte athmen eine fröhliche Traurigkeit, oder, wenn ihr lieber wollt, einen traurigen Frohsinn, der weder krankhaft ist, noch erkünstelt, aber den Geist, das Herz in einen so träumerischen Zustand versetzt, daß man weinen könnte bei dem Anblick einer jungen Rose, weil sie verwelken muß, und lächeln über den Untergang, den bluthrothen Untergang der Sonne an einem Wettertage. Sagt doch



ihr letzter Strahl: Ich werde wiederkommen! Ich pflege jedes Buch meiner kleinen Bibliothek mit einem Motto zu versehen, und da fielen mir bei Lenau's Gedichten zwei Verse bei, die ich nicht mehr aus dem Gedächtnisse bringen konnte. Sie hießen:

Es klopft oft leise an die Thür der Freude,
Und draußen steht der bleiche Gast — der Schmerz'

Doch zur Biografie; was kümmern individuelle Gedanken die leider ganz objektiv gewordene Lesewelt? Biografie? Nein, freundlicher Leser, oder auch schöne Leserin, eine Biografie erwarte nicht! Selbst wenn es die Verhältnisse gestatteten, würde sich meine Feder nicht damit befassen. Warum? Es gibt eine geistreiche teutsche Dichterin, die so hoch am Parnasse steht, als die Dudevant an einem Sonntage zu stehen vermeinte, bevor die »Cosima« gefallen war, und Lißt bei ihrem Leichenbegängniß den Trauermarsch an dem Grabe eines Helden von Beethoven auf dem Flügel geschlagen hatte. Diese meinte — ich weis nicht mehr, bei welcher Gelegenheit — : »Einst ward man zum Ritter geschlagen; wird und muß man heut zu Tage zum Dichter gefoltert werden?!«

Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von der Marterkammer einer irdischen Macht die Rede ist. Der Weihekuß der Muse vertritt meistens und meisterlich den Kuß der Eisenjungfrau, und manches Lied aus Lenau's tiefstem Herzen erinnert an den Schrei der Mandragora, vor dem die Menschen wahnsinnig werden oder sterben. Man muß viel erlebt haben, um wahrhaft zu dichten. Lenau, eine Zierde des österreichischen Parnasses, hat viel erlebt —

im Herzen — im Geiste. Aus dem tiefen Schutte, der Pompeji durch Jahrtausende deckte, gräbt man römische Götterbilder aus. Ein echtes Dichterherz ist auch ein Pompeji, verschüttet, wie dieses, und bis zum Momente der lyrischen Begeisterung still und schweigsam, wie ein weltverlaßnes Grab.

Was haben wir also zu erwarten? Flüchtige Gedanken über den ersten Lyriker Teutschland's. Daß ich dabei die Schicksale des Menschen, in so ferne sie Einfluß auf den Poeten hatten oder zu haben schienen, nicht unbesprochen vorüberschwinden lassen werde, bedarf wol keiner ausdrücklichen Versicherung. Was liegt übrigens auch an den irdischen Verhältnissen eines Dichters? Was kümmern sie die Lesewelt? Braucht sie zu wissen, wie es so oft — zwar nicht im vorliegenden Falle — geschieht, daß man einem gefangenen Adler die Flügel verschnitt und dem verstümmelten, vorsichtig an ein Seil gebundenen König der Lüfte die Bewachung eines Hühnerhofes anvertraute? Daß man an Feiertagen, wo jede Schneiderseele die geputzte Frau Liebste in's Freie führt, dieses Seil verlängert, auf daß der arme Adler auch sein Vergnügen habe und das Lied von den Seglern der Lüfte, den eilenden Wolken, vergesse? Schlechter Spaß! Ist dieses mühsame Fittigschaukeln, der alte Sonnenflug dem Himmel scheinbar näher, als der Erde?! Mir fällt, wenn ich von den trüben Schicksalen eines Dichters lese, immer H e i n e ein, wie er als Kind bitterlich weinte, daß der Sieger über den tapfersten Ritter der Mancha ein verkappter Barbier war. Das Schicksal macht und treibt oft noch schlechtere Scherze.

Lenau ward im Jahre 1802 geboren. Sein Vaterland ist das triftengrüne, saatenreiche, rebengeschmückte Stück Erde, das so gut vom Himmel fiel, wie der Stiefel Europa's, das ein warmherziges Volk aus orientalischem Blute, die Magyaren, bewohnen.

Die Eindrücke, in der Kindheit empfangen, gleichen den Rosenöltropfen in einem neuen Gefäße. Ein halbes Jahrhundert verrinnt, und das Gefäß wird zu verschiedenem Gebrauche benützt, aber der Rosenduft bleibt. Es ist eine lange Zeit, daß Lenau die Stätte verließ, wo seine Wiege stand, und doch hallen aus vielen seinen Liedern die alten Weisen des Bihari mit der wundervollen Geige, die seine Vorfahren den Tod wie eine schöne bleiche Braut freudig umarmen machten, und die Urenkel zu Thränen rühren. Ich erinnere nur an seine Zigeunerlieder, namentlich an die wundervolle Scene an dem Ufer des ungarischen Flusses, der einst roth gefärbt war von dem Blute der Islamiten.

Wenn ich nicht irre, so ist Freiligrath der Verfasser jenes herrlichen Gedichtes von dem landesverwiesenen Dichter, der unter den Rothhäuten Nordamerika's wohnte, und auf wilden Jagden, heißen Streifzügen seine alten Lieder sang. Die Söhne der Savannen verstanden nicht eine Silbe von dem Gesange in wildfremder Sprache; aber es lag ein Takt darin, der an den gleichen Schritt der alten Garde erinnerte oder an den Donner der Hufe, wenn Reitergeschwader den Sieg entscheiden. Dieser Takt liegt auch in den gewissen Gedichten Lenau's, die ich, wenn es mir kritische Lykurge verstatten, durch den Beinamen »Klänge

aus der Heimath des Dichters« von den übrigen Gesängen unterscheiden möchte. Da stürmt der ungarische Heerbann in geschlossenen Gliedern gegen die braunen Kinder des Ostens, und findet erst sein Sempach, später am Tage der Vergeltung sein Zentha. Prinz Eugen, der edle Ritter, spricht aus jedem Verse; zuweilen führt er die Stimme des Rakoczy.

Lenau verließ die Heimath seiner Väter im Jahre 1819. Wien war das Ziel seiner Reise; in den schönen Umgebungen dieser alten Kaiserstadt sang die ungarische Nachtigall ihr erstes seelenvolles Lied, nicht ahnend, daß der Wiederhall desselben dereinst in allen teutschen Gauen erklingen werde. Doch mußten zehn Jahre verstreichen, bevor Filipp starb, bevor der neue Alexander des Gesanges das bittere Wort vergessen durfte: »Mir wird nichts mehr zu erobern bleiben!« Im Laufe dieser Zeit traten zwei Kinder des griechischen Olympes auf seinen Lebensweg. Die meerentstiegene Göttin und der Gott des Reichthumes Plutus warfen ihre Rosen und Dublonen in sein Herz, in seinen Säckel. Ich kenne sie nicht, die »rührende Gestalt,« der das wundervolle Lied:

»Weinend muß den Blick ich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet«

gilt, aber was sie an Glück und Schmerz in die Seele des Dichters senkte, haben seine ewigen Lieder wiedergehallt, und ich habe das gleiche Glück und denselben Schmerz empfunden und mit dem Verse geschildert:

Du warst die Nachtigall, aus deren Kehle
Die Welt durchklang mein erstes Glutgedicht;
Du warst das Athemholen meiner Seele,
Warst ihres Erdenkerkers Luft und Licht!

Das ist nun lange vorüber, und die Sage, daß die Liebe die Welt mit einem aus Rosen geflochtenen Bande umwunden hält, ist zum Mährchen geworden, wenn ihr nicht lieber wollt, zur schnöden Lüge. »Das Herz hat geliebt, nur die Dornen gefunden; wo die Rosen geblieben, das weis es nicht!«

Aber was die Liebe verbrochen, hat die schöne Griechin vom Berge der Unsterblichkeit in Hellas gut gemacht, und ihre grünsten Lorbeern umfrieden seit dem Jahre 1832 die bleiche Stirn des teutschen Dichters. Lenau gab nämlich in diesem Jahre seinen ersten Band »Gedichte« heraus, der bis jetzt fünf Auflagen erlebte. Die Annalen der teutschen Poesie dürften nicht leicht ein zweites Beispiel von dem ungeheuern Erfolge aufzuweisen haben, welcher dieser Sammlung zu Theil wurde. Sie war, kaum erschienen, auch schon vergriffen, und Lenau durfte, wie der schöne brittische Lord, sagen, daß er eines Morgens ahnungslos erwacht und berühmt gewesen sei. Nicht die vollendete Form, nicht die eigenthümliche Weichheit der Verse durch den häufigen Gebrauch des weiblichen Endreimes, nicht der glückliche Gedanke, die Ellision der Hilfszeitwörter »haben und sein« zu vermeiden, wodurch Lenau's Gedichte wie aus Erz gegossen erscheinen, auch nicht die kühnen Bilder und die neuen Kraftgedanken errangen jenen beispiellosen Erfolg: nein, jener mährchenhafte, träumerische Zauber, den ich im Ein-



gange dieser Skizze zu schildern versuchte, der, wie der Mond seinen Silberschimmer auf ein blumiges Thal wirft, jede Zeile verklärt, nein, dieser Zauber war es, der alle Herzen berauschte, und sie bei dem Lesen der Gedichte vergessen machte, daß es so viele Thränen, so tiefen Jammer auf Erden gebe! Aehnliches Glück hatte der zweite Band, der um mehrere Jahre später erschien, und durch den Vers:

»Wir spielen, wie Thränendiebe,
Nachtwinde um's Augenlied,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht«

bewies, daß es eine Ewigkeit der Liebe gibt — in einem Dichterherzen.

In demselben Jahre unternahm Lenau eine Reise nach Nordamerika, der wir die herrlichen »Atlantica« danken, welche die spätern Auflagen seiner Gedichte vermehrten. Die Sehnsucht nach dem Lande, welches das Produkt eines Sklavenvolkes, der Thee von den Ufern des gelben Flußes, frei machte, hatte Lenau bereits in dem wundervollen Gedichte »der Maskenball« ausgesprochen, und das Schicksal war einmal vernünftig genug, diesen Wunsch eines Dichters zu erfüllen. Für diejenigen Leser, welche sich in jeder Biografie am liebsten an die Daten halten, diene die Nachricht, daß Lenau ein Stück Landes in Nordamerika ankaufte. Ein Glück für Teutschland, daß er zurückkehrte, und sohin das obenerwähnte Gedicht Freiligraths ein Gebilde der Fantasie blieb.

Im Jahre 1835 gab Lenau den »Frühlingsalmanach« heraus, der unter vielen duftigen poetischen Blumen



eine epische Perle, den ersten Theil des »Faust« enthielt. Da gab es eine blutige Fehde in der teutschen Journalistik. Die Goethianer schrien Rache, und die jüngste filosofische Schule lächelte höhnisch und anmaßend. Es war natürlich. Die Sage von Faust fand und wird immer so viel Ausleger und Traumdeuter finden, als es denkende Köpfe und poetische Gemüther gibt: aber eben aus diesem Grunde ist sie auch, wenn mir anders dieses Wort erlaubt wird, ein vogelfreier Vorwurf, den jeder Dichter zu benützen das Recht hat, und den nur die blindesten Anhänger eines poetischen Dalai Lama für eine unantastbare Reliquie erklären können, weil sie selbst die Excremente ihres Götzen als Amulete auf der Brust tragen. Ich lebe und sterbe der Ueberzeugung, daß der Gedanke tiefpoetisch, erhaben, genial sei, den kürzesten Weg zur Wahrheit, zur Schönheit oder was dasselbe ist, zur Gottheit, bahne das Vergehen an eben dieser Wahrheit! Durch Irren — Erkennen, durch Schuld — zum Rechte, durch Finsterniß — zum Lichte, diese Wahrheit ist ewig, wie die Welt! Freilich gehört kein Wanderer auf diesen Pfad, bei dem Straucheln und Liegen für immer und ewig gleichbedeutend genannt werden muß. Aber es war ein starker Geist, dieser Faust, und so kam er auch zum Ziele.

Das Erscheinen des zweiten Theiles schlichtete die Fehde. Zwar blieben die Freunde und Schüler des Alten von Weimar beharrlich bei ihrer verstockten Meinung; gleicht doch das Volk, das Horaz so treffend »Laudatores temporis acti« nennt, der Hyder, die für einen abgeschlagenen Kopf immer zwei neue ansetzt, oder auch dem Strumpfe der Pe-

nelope, der nie fertig wurde, also nicht einmal einen ganzen Strumpf repräsentirte. Was lag daran? Die Vernünftigen haben es längst aufgegeben, Mohren weiß zu waschen. Zur Ehre der gedachten filosofischen Schule aber sei es gesagt, daß sie ihr vorschnelles Wort zurücknahm, und aufhörte, höhnisch und anmaßend zu lächeln. Hatte doch der zweite Theil dem Dichter viel Vorstudium gekostet, und er dieser Schule — wenigstens meiner Ansicht nach — mehr Konzessionen gemacht, als eben nothwendig gewesen wäre. Die Akten sind geschlossen, und der Ausspruch der gerechten Kritik hat den »Faust« Lenau's für eine Zierde, für eine Bereicherung der teutschen Poesie erklärt.

Lenau stand übrigens wärend diesen Schlachttagen nicht müßig auf dem Kampfplatze; er stürzte sich für sein eigenes ambrosisches Recht in das heiße Handgemenge, und seine polemischen Gedichte, gesammelt im zweiten Bande seiner Gedichte, klirrten, wie scharfgeschliffene Dolche, durch das Auge und das Ohr in das meuchlerische Herz seiner Gegner und Neider.

Die alte Schlange erhob auf's Neue ihr Haupt, als wenige Jahre später sein »Savonarola« erschien. Es ist hier nicht der Ort, und die Verhältnisse verbiethen, die Geschichte dieses Ketzers und Märtirers einer kritischen Analyse zu unterziehen; aber was dem Kritiker verbothen ist, darf der Dichter sagen, nämlich das bittere Wort, daß sich bei Beurtheilung dieses Werkes so mancher aufgeblasene Journalist und Lessing von eigenen Gnaden gewaltig blamirte, als er ungescheut einen der größten Dichter der Jetztzeit verunglimpfte, dem er nicht würdig war und ist,

die Schuhriemen aufzulösen. Wer ein Gedicht von Lenau für das Lied eines Bänkelsängers zu erklären wagt, mag es auch noch so düstere Schattenseiten haben, gleicht jenem Gamin, der einen auf dem Weiher schwimmenden Schwan mit Koth bewarf, und muß es dulden, wenn ein Mitbruder in Apollo oder in Momus, der ihm früher brüderlich die Hand reichte, diese Hand im siedenden Wasser, unbekümmert um die Brandmale, abwäscht, um sie von der Berührung eines kritischen Paria zu reinigen! — — Das nächste Werk, das wir aus Lenau's Feder zu erwarten haben, sind die »Albigenser.« Es ist bereits vollendet, dürfte aber noch einige Zeit Manuskript bleiben. Mir fiel, als ich die Kunde von der Vollendung dieses Gedichtes erhielt, unwillkührlich der Spruch Börne's ein, der da lautet: »Ich freue mich immer, wenn ich von einem neuen Buche Heine's höre, weil sich so viele Lavendelseelen und Wachsherzen darüber ärgern werden.«

So groß und rein Lenau als Dichter dasteht, so liebenswürdig und streng sittlich ist er als Mensch. Er versteht die schwere Kunst, auch im Leben Dichter zu sein. Er ist von kleiner Statur, brauner Gesichtsfarbe, und hat sehr viel Aehnlichkeit in den Zügen mit dem kühnen Neuleonidas Ypsilanti, wenn anders das Porträt dieses Helden, das ich besitze, getroffen ist. Sein Auge hat ein ungemeines Feuer, und ich möchte auf ihn anwenden, was er selbst von einer Dichterin sagte, nämlich: »Dies Kind hat mystische Augen!« So streng und ernst Lenau übrigens für gewöhnlich zu blicken pflegt, würde man doch groß irren,

wenn man ihn für einen mürrischen Cato erklärte, der das Lächeln nur vom Hörensagen kennt. Seine Freunde wissen, daß er der Freude zugänglich sei, daß er sogar herzlich lachen könne; aber, wie bereits oben gesagt, der Dichter ist bei ihm untrennbar mit dem Menschen verbunden, und so hat selbst sein Lächeln etwas seltsames. Er lächelt, wie er dichtet. Seine liebste Erhohlung ist Musik; die Violine das Instrument, das er trefflich spielt. Als Tondichter stellt er, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht trügt, am höchsten — — wen? rathet einmal! Es ist ein Räthsel, dessen Auflösung sich von selbst versteht. Sein Lieblingskomponist heißt Beethoven.

Möge der Himmel dem großen Dichter noch viele Jahre voll Sonnenschein und Glück schenken, und bei ihm der traurige Spruch, der Dichtung Flamme sei allezeit ein Fluch, zur Lüge werden! Möge uns sein reiches Herz noch mit mancher poetischen Rose beschenken, aber kein Dorn die Hand des edlen Spenders blutig ritzen! Er empfange diese Zeilen als schwachen Beweis meiner tiefsten Achtung; ich habe die schöne Sitte zu Sparta nicht vergessen, welche die Jünglinge aufstehen hieß in der Gegenwart des Mannes, des Greises, und mein Auge senkt sich bescheiden, wenn auch edelgrollend, wie der Macedonier that, wenn er die ewige Ilias las, sobald eine Fahne auf dem Parnasse entfaltet wird, die zum Siege in hundert Liederschlachten führte. Meine Wünsche für das Wohl des edlen Dichters enthalten nachstehende Zeilen:

Ich las auf einem hohen Thurme,
Auf einer alten Sonnenuhr
Die Inschrift einst bei einem Sturme:
Die heitern Stunden zäl' ich nur!

Nie mache Dich der Kummer beben,
Dir sei versippt die Lust, der Scherz
Ein Tag des Lenzes sei Dein Leben,
Und eine Sonnenuhr Dein Herz

Theatralische Zustände.

Kritischer Ueberblick der Leistungen der fünf Wiener-Bühnen in den Monaten September und Oktober 1841.

Die im vorigen Hefte dieser Schrift begonnene Revue der fünf Wiener Bühnen erscheint hier fortgesetzt. Jeder Partei fernestehend, durch keine Nebenrücksicht geleitet, nur nach eigener Ueberzeugung urtheilend, glaube ich diesen Mittheilungen wol einigen Anspruch auf Geltung vindiciren zu dürfen.

Das k. k. Hofburgtheater

hat im Laufe dieser zwei Monate sich besonders durch drei neue Vorstellungen: »Egmont« von Goethe, »das Glas Wasser« von Scribe, und »die Schule der Reichen« von Gutzkow, auf eine interessante Weise hervorgethan. Auch das übrige Repertoire lieferte theilweise eine der Stellung und den Tendenzen dieser Bühne entsprechendere Ausbeute, obgleich dem Kunstfreunde in dieser Hinsicht noch gar mancherlei zu wünschen übrig geblieben sein dürfte. Indessen »gut Ding will Weile,« und Herr von Holbein wird hoffentlich in der Folge noch mehr Alles vermeiden lernen, was zu Klagen Veranlassung geben kann. Nicht allein auf eine Auswahl tüchtiger Stücke, mit Ausschluß all desjenigen, was des Ranges einer solchen Kunstanstalt unwürdig

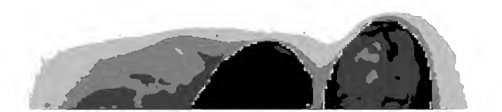


ist, wird sich seine Aufmerksamkeit erstrecken müssen, sondern insbesondere auch darauf, daß zumal große klassische Stücke jederzeit mit den besten und ersten Darstellern besetzt werden. Es herrscht hier, wie leider bei so vielen Theatern, der Gebrauch, Rollen durch Jahrzehende stets in denselben Händen zu belassen, und wie man im bürgerlichen Leben das Eigenthum einer Sache durch einen langjährigen, unangefochtenen Besitz erwirbt, so meinen auch Schauspieler und Schauspielerinen auf gewisse Rollen, die man ihnen vor fünfzehn, zwanzig Jahren zutheilte, ein Recht zu haben, welches ihnen Niemand antasten darf. Diese Ansprüche in ihre Schranken zurückzuweisen, ist nun die Sache einer einsichtsvollen, die ihr anvertrauten Kunstkräfte kennenden, nur nach höheren Zwecken strebenden Direktion, und die öffentliche Kritik kann eben nur im Vorübergehen auf solche Uebelstände, wenn sie irgend zum Vorscheine kommen, die Aufmerksamkeit lenken.

Goethe's »Egmont« ist im Zeitraume weniger Wochen neun Mal gegeben worden. Mit jedem Abende, jemehr die anfangs etwas schwankende Darstellung an künstlerischer Haltung, Sicherheit und Uebereinstimmung gewann, jemehr Schauspieler und Publikum in Geist und Tendenz dieser herrlichen Dichtung eingehen lernten, steigerte sich das Interesse an der Sache. Man hat es mehreren, in dieser Tragödie beschäftigten Mitgliedern sehr zum Verdienste angerechnet, daß sie die Winke und Andeutungen der Kritik, welche sich bei diesem Anlasse herausnahm, einmal auch ihre eigene Meinung zu haben, und nicht Alles gleich für vortrefflich, ausgezeichnet, meisterlich hinzunehmen, nicht

unbenützt an sich vorübergehen ließen, und nach den ihnen gemachten Bemerkungen ihre frühere Auffassungsweise änderten. Der Fall war neu, allein er kann zum Belege dienen, daß die Kritik da, wo sie unabhängig sein will und sein kann, jederzeit auf Geltung und Erfolg zälen darf.

Ob wohl daran geschah, den »Egmont« wiederum neu in die Scene zu bringen, wird kaum von Jemanden, der noch einen Rest Verehrung für Teutschlands klassische Dichter in seinem Busen trägt, in Frage gestellt werden können. Die lebenden Dichter haben allerdings das größte und nächste Recht auf die teutsche Bühne, und eine Regeneration derselben kann auch nur durch sie allein zu Stande kommen, allein deshalb zu verlangen, daß man ihnen ausschließend die Herrschaft des Theaters einräume und deshalb — Schiller und Goethe ohne weiters aus dem Repertoire hinwegstreiche, dies scheint mir denn doch etwas zu weit gegangen, zumal, wenn es noch so zweifelhaft ist, ob die Gegenwart für das, was wir ihr zum Opfer bringen sollen, auch wirklich Ersatz schaffen werde. Nicht zu verkennen ist, daß sich eine neue Zeit für das teutsche Theater vorbereite, allein es sind immer nur noch Elemente eines neuen Anfangs, die sich erst zu bilden und zu consolidiren streben, und für eine wahrhaft glänzende, Epoche machende Zukunft keine sichere Bürgschaft stellen. Noch ist kein Werk erschienen, welches eine neue Gestaltung, einen neuen Umschwung der Dinge am theatralischen Horizonte herbeigeführt, kein Werk, welches tiefeingreifend auf die Massen gewirkt, einen neuen Cultus im Tempel der Kunst begründet hätte. Bis er sich aber zeigt, der neue Herr und Gebieter der drama-



tischen Kunst, in Macht und Glorie, sei es uns vergönnt, den alten Göttern unseres Parnasses zu huldigen in frommer Treue und kindlicher Ergebenheit! — — — — —

Scribe's Lustspiel und Gutzkow's Schauspiel haben vor den Richterstühlen unserer Aesthetiker die widersprechendsten Urtheile hervorgerufen, und eben so beredte Lobredner, als strenge Tadler gefunden. Bei Scribe scheint der Sieg auf Seite der Ersteren, bei Gutzkow auf Seite der Letzteren geblieben zu sein. Das »Glas Wasser« ist ein echtes, wahrhaftes, zeitgemäßes Lustspiel, neu und pikant erfunden, geistreich, ja genial durchgeführt, ein Lustspiel, wie wir deren seit Jahren kein so vorzügliches aus Paris empfangen haben. Nur der Historiker, der es niemals dulden kann, wenn hochgestellten geschichtlichen Charakteren Gesinnungen, Ansichten und Handlungen untergeschoben werden, welche sich mit der uns von ihnen überlieferten Denkungsweise durchaus nicht vereinigen, und sie, gegen alle historische Wahrheit, in einem zweideutigen Lichte erscheinen lassen, wird gegen viele Maximen und Charakterzüge der handelnden Personen seinen Protest einzulegen haben, und eben hierin liegt ein sehr wesentlicher Mangel dieses sonst meisterlichen Lustspiels. Man verzeiht es dem Dichter schon nicht gerne, wenn er historische Charaktere veredelt, und sie um einige Stufen höher stellt, als sie im Leben standen, wenn er sie aber gar von ihrer Höhe heruntersteigen läßt, und ihnen Fehler andichtet, die keineswegs zu den liebenswürdigen gehören, und die Achtung geradezu aufheben, welche die Geschichte für sie verlangt, dann muß freilich die Pietät eines teutschgesinnten Beurtheilers bei

dem Vergnügen, welches er an der geistreichen, feinen und pikanten Behandlung des Stoffes empfindet, einigermassen in's Gedränge kommen. Uebrigens ist die Charakteristik der handelnden Personen in der Weise, wie der Dichter sie zum Zwecke des Ganzen brauchte, mit aller Schärfe und Feinheit ausgeprägt, wahr und konsequent durchgeführt, die Fäden der Handlung sind sinnvoll ineinander verwoben, der Dialog ist geistreich und voll treffender Pointen. Das Lustspiel, als Ganzes, ist eine Erscheinung neuer und eigenthümlicher Art, nicht ohne Mängel zwar, allein so voll glänzender Vorzüge, daß man — selbst bei der größten Abneigung gegen das französische Drama — seine Einbürgerung auf den teutschen Theatern nur gutheißen kann.

Gutzkow's »Schule der Reichen« trägt die Spuren eines großen Talentes, aber dieses Talent ist noch nicht einig mit sich und den Mitteln zu seinem Zwecke; es fühlt, was der gesunkenen teutschen Bühne Noth thut in unsern Tagen, allein die Hand, die es der Sinkenden bietet, hat nicht Kraft genug, sie mächtig zu sich emporzuheben, und eben in dem Augenblicke, als sie schon frohlocken und ein Loblied anstimmen über die gelungene Rettung, reißt sich die Arme wieder los, und — sinkt dann nur noch tiefer hinunter in den Abgrund. Ein Arzt aber, der aufsteht, die Krankheit der Zeit zu heilen, jedoch das Mittel nicht kennt, das helfen soll, und in's Blaue hinein experimentirt, unbekümmert, ob der Trank, den er bereitet, zum Leben führe oder zum Tode, ist ein schlechter Arzt! Auch diese »Schule der Reichen« hat eine Tendenz, eine wahre, zeitgemäße, allgemeine, große Tendenz,

— allein wie klein, nichtig, unwahr ist ihre Ausführung. Es sollte der Jammer und der Fluch des Reichthums gezeigt werden, — und das Stück endet mit einer allgemeinen Glückseligkeit durch den wiedergewonnenen Reichthum!! Der Dichter führt uns in den Kreis einer Familie, von welcher der Vater ein charakterschwacher, und, man kann auch sagen, unverständiger alter Mann, die Mutter eine alberne Närrin, der älteste Sohn ein herzloser Taugenichts und Schlemmer, die Tochter ein gemütloses, unverständiges, naseweises Ding, die zwei jüngsten Kinder freche, ausgelassene Rangen sind, — sind das die Reichen? — sind alle Reichen so in der Welt? – die bessern nur Ausnahmen von der Regel? — ist die ganze Klasse mit diesem Bilde gemeint, oder nur Individuen? und wenn nur Individuen, — was schiert uns denn dann der jämmerliche Haushalt dieser Leute? Und dann die Armen! Alles pur Menschenliebe, Tugend und Großmuth! Thränen und Edelmuth in Hülle und Fülle! Verschenken mit lachendem Munde eine halbe Million, — ein Herz, eine Hütte, — die Glückseligkeit kommt obendrein in den Kauf! Sind das die Armen? sind alle Armen so in der Welt? — die schlechteren nur Ausnahmen von der Regel? — Wenn es aber nur die Geschichte einzelner Personen ist, welche das Drama schildert, wo bleibt die Lehre, wo die Tendenz, wo die Rückwirkung auf das Allgemeine? — — Das Stück enthält in der Erfindung seiner Fabel, in der Zeichnung der Situationen und Charaktere so viele, unauflösbare Widersprüche, so viel Gemachtes, Grelles, Unwahres und Outrirtes, daß, wenn schon

anders von einem Eindrucke die Rede wäre, dieser nur ein sehr unerquicklicher sein kann. Auch nicht Eine Figur in dem ganzen Bilde ist, welche wirkliche Theilnahme einzuflößen, an deren Schicksale man sich zu interessiren vermöchte. Es soll wol durch die »Schule,« aus welcher der Autor seine »Reichen« neuverjüngt hervorgehen läßt, eine große gewichtige Lehre, eine Lehre für's Leben resultiren, — allein sehen wir erst, wie wir die »geläuterten Helden« aus des Dichters Händen wieder empfangen. Der Vater ist froh und guter Dinge, als er scheinbar seine Reichthümer von sich wirft, — da steht er auf dem Punkte, sie wirklich zu verlieren, und — weint und jammert darum, wie ein Kind. Stimmt dies zu seinen früheren Klagen über die Last und das Unglück des Goldes, zu seinem früheren Preise auf das Glück der Armuth? Und was ist dies überhaupt für ein erbärmlicher, nichtiger Charakter! Jahre lang sah er dem tollen und ausgelassenen Treiben seiner Familie zu. Es fiel ihm, dem in der Dürftigkeit Geborenen, dem durch Fleiß und Sparsamkeit Reichgewordenen, nicht ein, dem Treiben Einhalt zu thun, sein Weib zu leiten, seine Kinder zu erziehen, — er greift zu einem heroischen, komödienhaften Mittel, er fingirt einen Bankerott — aus dem Stegreife, denn in fünf Minuten ist Alles in Ordnung gebracht, — eine Unwahrscheinlichkeit der gröbsten Art, die selbst auf der Bühne sich nicht rechtfertigen läßt; dann aber kümmert er sich weiter um nichts, und stellt Alles dem lieben Gott anheim. Er macht lustige Schwänke mit seinem Weibe, seinen Kleinen, — das Schicksal seines Sohnes, den er vielleicht gejagt in Tod und Verderben, läßt ihn unbeküm-

mert. Erst, als er sein Hab und Gut verlieren soll, jammert er kleinmüthig, und es müssen die Todten auferstehen aus ihren Gräbern, ihm seinen Reichthum, dem er so oft geflucht, wiederzubringen. Und der Mann hält dann Allen eine Moralpredigt und spricht von Zufriedenheit des Herzens, von häuslichem Glücke! Noch nie haben mir die Worte: »Bete und arbeite!« als so tiefe Ironie geklungen, als aus diesem Munde! — Und nun die Mutter, die sich in die Kreise von Herzoginen drängte, was hat die gelernt in der »Schule?« Nähen, stricken, kochen, waschen, — Alles recht gut und löblich, — aber wie wird's weiter werden, nun, da das Geld wieder da ist? — Ist der Sohn besser geworden durch die Prüfung? — Wir sollten's wol glauben, denn er stand am Rande des Abgrunds und die Hand der Liebe will ihn leiten durch's Leben. Allein hören wir ihn auch reden mit dem Vater, den frechen Jungen, reden streng und hart, wie einen Zuchtmeister, hören wir ihn, wie er — ein wahrhaft empörender Zug in diesem unschönen Charakter! — den eigenen Vater der Fälschung beschuldiget, und der Rest von Vertrauen, das wir auf seine Zukunft hatten, wird verloren sein. — Die Tochter macht sich im ersten Akte auf eine gemeine Weise über die eigene Mutter lustig, und heiratet im letzten Akte einen armen Teufel, den sie früher kaum über die Achsel ansah, — liegt darin eine Bürgschaft, daß ihr die »Schule« wohlangeschlagen? — Die zwei jüngsten Zweige dieser allen Reichen als Muster aufgestellten Familie bleiben in der Armuth eben so ungezogen, als vorher, und Sir Thompson wird wohl daran thun, — da

weder er, noch seine verrückte Gattin sich auf Kindererziehung verstehen — sie bei Zeiten einer ordentlichen Erziehungsanstalt zu übergeben. — — Auf mich brachte dieses neueste Drama Gutzkow's einen sehr widerwärtigen Eindruck hervor, und ich trug aus dem Schauspielhause die Ueberzeugung mit mir heim, daß die erträumte Wiedergeburt des teutschen Theaters auf diesem Wege nicht zu Stande kommen werde. — — — — —

Ausser diesen Novitäten wurde im September auch noch ein neues und recht hübsches Lustspiel: »Die Braut aus der Residenz,« aus der geistreichen Feder der Prinzessin von Sachsen, mit vielem Beifalle zur Aufführung gebracht. Die wichtigeren Vorstellungen älterer klassischer und anerkannter neuerer Stücke im September und Oktober waren: Schiller's »Johanna d'Arc,« Lessing's »Emilia Galotti« und »Minna von Barnhelm,« Moreto's »Donna Diana,« Oehlenschläger's »Correggio,« Grillparzer's »Traum ein Leben« und »Ahnfrau,« Gutzkow's »Werner,« Deinhardstein's »Garrik in Bristol,« und nebst diesen, Verschiedenes von Halm, Raupach, Weissenthurn, Bauernfeld, Müllner, Iffland, Kotzebue, Schröder, Jünger, Schall und A. Uebersetzte französische Stücke wurden — mit Abrechnung des »Glas Wasser« — in den ganzen zwei Monaten nur eilf gegeben, und dies waren meistens ein- und zweiaktige.

Durch die neuengagirte Dem. Auguste Anschütz, ein Talent ersten Ranges, ausgerüstet mit allen Eigenschaften, welche eine bedeutende Stellung zu gründen vermögen, hat

das ausgezeichnete Schauspiel-Personale dieses Theaters einen sehr erfreulichen Zuwachs erhalten.

Das k. k. Hofoperntheater

ist in der Eintheilung seines Repertoires ganz seinem bisherigen Sisteme getreu geblieben. Von sechzig Abenden entfielen nur sechs, also gerade der zehnte Theil, auf klassische teutsche Opern, und darunter befand sich auch Weber's »Freischütz,« den man hier in einer Gestalt vorführt, von der sich —— doch, ich will nicht bitter werden. Mozart's »Don Juan,« wurde zwei, Beethovens »Fidelio« drei Mal gegeben. Es waren, wenn gleich die Darstellung nur theilweise gelang, Festabende für die Wiener Kunstfreunde.

An einer neuen Oper, den »Märtirern,« von Donizetti, welche hier unter dem Titel: »Die Römer in Melitone« gegeben worden, hat das Publikum bisher wenig Behagen gefunden. Die Musik hat wenig Tiefe und Charakter, dagegen viel falschen Pathos und viel Gemachtes. Die Auffassung der Situation ist sehr oft trivial, und hebt hiedurch den Eindruck wieder auf, welchen das großartige Sujet, mit künstlerischem Geiste, mit Weihe und Begeisterung erfaßt, hervorbringen könnte.

Ein ziemlich interessantes Gastspiel war jenes der großherzoglich mecklenburg-schwerin'schen Hoffängerin Demois. Schlegel, welche in einer ausnehmend schönen und edlen Gestalt und in einer klangvollen Stimme zwei sehr gewichtige Empfehlungen für ihren Beruf mitbringt, allein noch keine so vollkommene Kunstbildung besitzt, um der

großartigen Aufgaben, auf welche ihre Wahl fiel, ganz mächtig zu sein.

Im Balletfache hat uns die Administration zwei der ersten Celebritäten dieses Kunstzweiges vorgeführt, Madame Grekowska-Schlanzofsky und Dem. Fanni Cerrito, jede ausgezeichnet und Meisterin in ihrer Art. Zwei neue Ballete, ein Divertissement: »Der überlistete Vormund« von Leblond und: »Die wiederbelebte Sylphide« von Vestris, machten Fiasco. Sollte es denn wirklich so ganz unmöglich sein, in diesem Genre, bei welchem dem Komponisten doch alle äußeren Mittel des Glanzes zu Gebote stehen, noch etwas Tüchtiges zu erfinden? oder haben gerade nur wir das Unglück, Balletmeister zu haben, denen nichts mehr einfällt?

Die vereinten Theater an der Wien und in der Leopoldstadt

haben in den zwei Monaten nicht weniger als dreizehn Novitäten vom Stapel gelassen, von denen sich jedoch nur zwei: Bäuerle's komisches Charakterbild: »Ein Sonderling in Wien,« und ein Lebensbild von Kaiser: »Der Zigeuner in der Steinmetz-Werkstätte« glücklich behaupten konnten. Das Stück von Bäuerle hat Witz und Humor, eine interessante Verwicklung, und — was heut zu Tage wirklich schon eine Seltenheit geworden — gut gezeichnete, aus dem Leben gegriffene Charaktere. Es wird gewiß überall, wie hier, mit dem gleichen Antheile gesehen werden. Kaisers Lebensbild enthält viel Gelungenes und Unterhaltendes, insbesondere ist die Rolle des Husaren trefflich gehalten und sehr dankbar.

Großen Scandal hat die Aufführung des sogenannten ersten Preisstückes: »Die neue Krankheit und die neue Kur« in Wien hervorgerufen. Man gab es blos ein einziges Mal unter einem so maßlosen Toben und Lärmen der Zuhörer, daß sich vom zweiten und dritten Akte kaum hie und da ein einzelnes Wort verstehen ließ. Ein Urtheil darüber zu fällen, ist unter solchen Verhältnissen eine platte Unmöglichkeit, und so sei denn die Sache, die ohnehin des Aergernisses genug gegeben, lieber ganz mit Stillschweigen übergangen. Der Verfasser hat übrigens den drei verunglückten Akten seines Lustspiels noch einen vierten hinzugefügt, einen Akt der Großmuth und Menschlichkeit, indem er den Preis der hundert Dukaten dem Fonde der barmherzigen Schwestern überließ.

Von den übrigen Novitäten des Theaters an der Wien, und in der Leopoldstadt, welch letzteres in seiner stiefmütterlichen Stellung immer nur mit dem Abhube vorlieb nehmen muß und auch nicht den leisesten Schatten seines früheren Glanzes behalten hat, läßt sich wenig mehr sagen, als daß sie gegeben wurden. Ein aus dem Französischen übersetztes, in ästhetischer Hinsicht ganz verwerfliches romantisches Schauspiel: »Der Glöckner vom Sankt Paulusthurme zu London,« nebst ein Paar Pantomimen von Johann Fenzl, gefielen noch am besten. Hr. v. Holtei, der seine Muse etwas lange feiern läßt, trat mit einem Lustspiele: »Tauber und Taube« hervor, das er — nach dem Französischen bearbeitet hatte. Statt die Quelle anzugeben, meldete der Zettel blos das wichtige Faktum, daß das Stück — noch Manuscript sei!

Das k. k. priv. Theater in der Josefstadt, am 10. September wieder neu eröffnet, zält viele Gönner, welche Alles und Jedes, was da zur Aufführung kommt, und wenn es auch gar keinen Werth hat, mit einem Wohlwollen und einer Nachsicht empfangen, die in der That nicht mehr ihres Gleichen haben. Worüber man anderwärts unnachsichtlich den Stab brechen würde, das findet man hier gut und vortrefflich. Dem wackeren Direktor Pokorny ist diese gute Meinung vom Herzen zu gönnen, allein die Kritik kann nicht darauf reflektiren, wenn es sich um den ästhetischen Werth dieser dramatischen Produkte handelt, und so weis sie denn auch von all den Stücken, welche im September und Oktober ohne Ausnahme mit dem glücklichsten Erfolge, viele Abende nacheinander, gegeben wurden, — außer dem »Glas Wasser« — keines zu nennen, welches durch seinen innern Gehalt auf eine so günstige Aufnahme Anspruch gehabt hätte.

R.

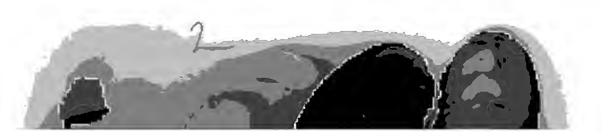
Wanderungen eines Verstorbenen durch Wien.

Humoristische Skizze von Franz Fitzinger.

Ein gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus der Zeitlichkeit Geschiedener fand Gelegenheit, sich auf eine Weile wieder zur Erde zu begeben, und er benützte sie, um seine Vaterstadt Wien zu besuchen. Wir entnehmen dem von ihm geführten Reisejournal folgende Skizze.

Mit nicht geringem Erstaunen erblickte ich züerst, aus den Sphären niederschwebend, in der Vogelperspektive, die mir völlig fremde Fisiognomie der Kaiserstadt. Weg waren die eckigen Trudenfüße der vielen Ravelins, die Menge von steinernen Schilderhäusern, die engen Thore, und statt ihrer grünten mir weitläuftige Pflanzungen, prächtige Bauwerke, heitere Pavillons entgegen. Durch die alte Kaiserburg, an der allein ich noch Alles so ziemlich im Alten fand, fest, einfach, und doch erhaben, wie ihre erlauchten Bewohner seit Jahrhunderten, gelangte ich auf den »Paradeplatz,« — Paradeplatz! was sage ich doch! so nannte man damals die, mit alten, wurmstichigen Rüstern besetzte, mit einem, dem Verfalle nahen Pavillon geschmückte (!) Bastion, in deren Mitte die Harmonie-Musik sehr untergeordneter Kunstpriester laut wurde, wärend in einer dito

hölzernen Barake Erfrischungen veräußert wurden. Ich gelangte nun zwar auch auf einen Paradeplatz, aber welch ein Platz! So groß und breit und lang und weit, daß man wenigstens zwölf solche Basteien sammt Zubehör darauf stellen konnte, und im Hintergrunde, statt des einstmaligen, hart vor der Façade der Hofburg gestandenen, altergrauen Stadtthores, das imposante, jugendgraue, neue »Burgthor,« mit seinen Arkaden, Collonaden und Friesen, mit der Inschrift, geschrieben vom Griffel der Weisheit: »Justitia regnorum fundamentum!« — In Mitte dieses großartigen, freien Raumes, eines würdigen Seitenstückes der Mailänder Piazza d'Armi, befand sich ehmals der winkelige Stadtgraben (der jetzt, eine Pappelgeschmückte, herrliche Promenade, weit gegen die Vorstädte hinausgerückt ist), wärend sich zur Rechten und Linken die schmalen Wallgänge mit ihren Schanzen und bescheidenen Alleechen hinzogen, wo ich jetzt zwei große Gärten gewahre, den »Hof-« und »Volksgarten;« in ersterem das im edelsten Stile errichtete Treibhaus mit dem hochgewölbten Saale für Ballfeste; in letzterem den klassischen Theseus-Tempel, mit den noch klassischeren Heroen Canova's, und dem kleinen, aber niedlichen Tempel zur Verehrung der Muse des Walzer-Heros Johann Strauß. — Ich blicke von den Terrassen des Gartens über das mit Alleen süßduftender Linden und Akazien prangende Glacis, nach den Vorstädten hinüber, wo ich sonst die unästhetischen Salniter-Erdhügel, und eine Reihe nicht viel schönerer Häuser zu sehen gewohnt war, und begegne einer ganz anderen Reihe von Neubauten, die wahre Edelsteine



im Panoramaringe der Vorstädte genannt werden müssen, unter welchen das grandiose Criminalgebäude, auf dem Grabe der alten, bürgerlichen Schießstätte, und mehrerer anderen Stätten, in seiner immensen Ausdehnung, ernst, aber imposant empor- und hervorragt. Das »Burgtheater« sehe ich noch immer in seinem alten, ehrwürdigen, und mit der alterthümlichen Burg freilich im Einklange stehenden Aeußeren; aber nun betrete ich die Herrngasse, und mich überrascht das schöne Palais des Prinzen von Wasa, und dort, wo das höchst irreguläre, mittelalterliche »Landhaus« stand, ein nagelneues, säulengeschmücktes, mit einer kunstvollen Statuengruppe gekröntes Prachtgebäude der Stände Niederösterreichs, wärend zwischen diesem, und dem gleichfalls neu erstandenen gräfl. Kinsky'schen Hause eine ganz neue Gasse, nach dem Minoritenplatze, zum ersten Male ihr Pflaster den Tretern mit zwei und vier Füßen Preis gibt, und gleich daneben der Pallast der »Nationalbank« die hohen Giebel ausbreitet. — Ich schreite über die »Freiung« dem Schottenthore entgegen, — Himmel! welche Umwandlung! Wo ist der alte »Schottenhof« mit seinen zwei Stockwerken und der Rundelle, wo das schwarzbraune Haus auf dem Stadtthore, wo das enge, uralte Thor selbst? — Ein neuer Schottenhof strebt mit seinen Frontons hoch in die Lüfte; ein neues Schottenthor mit drei Ausgängen, von ebenfalls neuen, symmetrisch mit Arkaden gezierten Häusern umgeben, hat hier die Passage für die Kahlenbergerreiter, Klosterneuburgertrinker und Brigittenauerkirchtagsspringer beträchtlich erweitert; hier, wo den

Fuhrwerken jeder Farbe und nicht minder den Fußgängern oft angst und bang wurde. — Nun will ich nach dem »Graben« wandern, dem Eldorado der schönen Welt und der Kauflustigen, — aber, — wo ist denn das »Paternostergäßchen« hin? Wo die Häuser-Insel, an deren Küsten so mancher Wagenpilote zu stranden Gefahr lief? Diese Gefahr ist den Wienern nunmehr erspart. Auch eine schöne Ersparung neben dem Vielen Ersparten in der hier befindlichen neuen Sparkasse, mit dem prachtvollen Gebäude, worin sich der Wiener seine Kapitalien vergrößert, wie sich der »Graben« selbst hier vergrößert hat. — Auf dem »Petersplatze,« dessen erhabene Kuppelkirche freilich noch immer einer besseren Ansicht entgegensieht, ist ein Haus von ganz eigenthümlicher Façon entstanden, dessen Besitzer beweist, daß, wer geschickt in die Erde zu bauen versteht, — vide »Elysium,« — mit Vortheil wieder herausbauen kann. — Der »Seitzerhof« hat sich seit meiner Zeit auch bedeutend in die Höhe gestreckt, und seine Bäcker-, Schuster- und Handschuhmacher-»Hütteln« und »Standeln« in elegante Kaufladen, in eine Vauxhall ähnliche Halle umgestaltet, was man Alles zusammen auf gut türkisch »Bazar« nennt. Und nun die »Rothethurmstraße,« die erkenne ich gar nicht mehr! Der alte »Hirsch« ist nun ein neuer Hirsch, wenn nicht mit zwei neuen Geweihen, doch mit einigen neuen Stockwerken, die nicht abgeworfen werden, sondern abwerfen, — dann eine Menge andere Häuser, welche durch ihre Verjüngung und Zurückziehung die Wahrheit des Sprüchwortes beweisen, daß der »gerade Weg der beste« ist. —

Der ehrwürdige »Stefansthurm« hat zwar seine welthistorische Spitze eingebüßt; aber nur, um sie bald, eben so spitzig, und ohne Umweg, dem Himmel wieder entgegenzuthürmen, wärend rückwärts der Kathedrale die ruinenähnlichen Häuserveteranen mit ihren steilen Hohlziegeldächern und gothischen Verunzierungen, einem hohen Pallaste, dem Wohnsitze der Domherren, gewichen sind. — Durch das ebenfalls »neue Rothenthurmthor« schreitend, entlang der »Jägerzeile« wandernd, grüßen mich zu beiden Seiten geschmackvolle Häuser, deren manche weit eher den Namen eines Pallastes verdienen, als manche Palläste den Namen eines Hauses. Am Ende der Stadt aber, und am Anfange des »Praters,« der unveränderlich alljährlich sein erquickendes Grün, seine »Wurstel« und »Würstel,« seine »Händl,« »Hühnerl« oder »Hähnerl,« seine Plutzer und Feuerwerke den Wienern bietet, vernehme ich seltsames Rollen und Rasseln; wandelnde Rauchwolken wirbeln zum Himmel, ein entsetzlicher Pfiff durchschneidet die Luft und meine Gehörwerkzeuge, — — das ist die Eisenbahn, die einst nach Polen, Rußland, vielleicht nach Sibirien und Kamtschatka führen soll, und gegenwärtig schon wirklich nach Ollmütz führt, erzälte man mir. — »Eisenbahn?« was ist das? fragte ich einen Landsmann, und er gab mir genügende Auskunft, denn er war nicht nur Landsmann, sondern auch Aktionär. — Das muß ich empyrisch kennen lernen, dachte ich, und setzte mich in einen Waggon, der mich in eben so vielen Stunden, wohlbehalten, nach Brünn und wieder zurück nach Wien brachte, als ich bei meinen eigentlichen Lebzeiten brauchte, um mit

der fleißigsten »Fleißigen« — vulgo Diligence, von da nach Mistelbach zu kommen; und das Alles ohne Rütteln, ohne Staub, ohne »Einkehren,« ohne Ueberfälle und ohne Trinkgelder!

Ich komme nun zu der Gegend, wo ich wieder jene miserabeln, niedrigen Dorfhäuserchen zu finden glaubte, deren Gesammtheit das »Kratendörfel« hieß. Ich erblickte statt ihrer das »Karolinenthor,« und außerhalb desselben das schöne Etablissement der »Wasserheilanstalt,« links vom Thore aber erhob sich ein wunderschönes Wohnhaus, und gleich daneben ein architektonisches Meisterwerk, Prinz Coburg's Pracht-Pallast, jenseits des Glacis aber zeigten sich mir die »neue Münze« mit dem rauchenden Schlote, eine neue Kaserne mit weithingedehnter Façade, die polytechnische Schule, und am Horizonte von tausend Giebeln, der Port der südlichen Eisenstraße, mit ihrem majestätischen Bahnhofe, mitten im freien, hoffnungsgrünen Gefilde! —

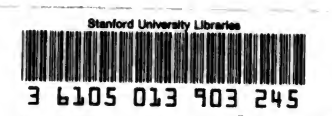
Was soll ich ferner sagen zu den Kettenbrücken, zu den Dampfschiffen, Dampfmühlen und Dampfwäschereien? zu den zallosen Schwimm-, Reit- und anderen Schulen? Zu den »Gewölbern,« oder, wie man sie jetzt nennt: Boutiken, Magazine und Bazars, die längs der Häuser in unabsehbarer Reihe fortlaufen, und aus welchen uns die tausendfältigen Verkaufs-Artikel lockend bei glänzender Gasbeleuchtung anblicken, und öfters sogar entgegenwehen, wenn es windig ist, und windig ist es fast immer; — was soll ich sagen zu Wirn und Sperl, zu Strauß, Lanner, Fahrbach, Morelli ꝛc., was

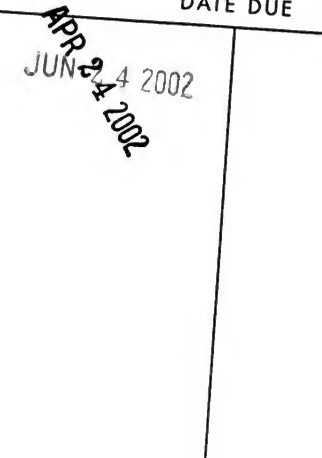


zu Française, Galoppe und Polka; was zu den Fiakres, die ja gar nicht mehr die häßlichen grünen oder gelben Rumpelkästen mit ziegelrothem Gestell und Rädern sind, sondern so elegante Kutschen, daß man oft die darinnen sitzende Herrschaft für wirkliche »Herrschaften« halten könnte? was zu der Masse von Stell- oder Gesellschaftswagen oder Omnibus, nach allen Gegenden der Wiener-Windrose? — Und nun die Kaffehhäuser! Wo sind sie hingekommen, die mächtigen kupfernen Kannen, welche ehedem ein solches Lokal bezeichneten? An ihre Stelle sind kunstreiche Malereien, oft von den ersten Pinseln, getreten; luxusreiche Marmorbogen und Jaspis-Säulen mit blendenden Gasflammen und Gold- und Silberornamenten und persischen Rideau's, und Tischen aus den edelsten Holzgattungen, auf denen man hie und da in Silbergeschirren bedient wird, und viel Silbergeld verspeisen kann! Noch immer treffe ich da die alte Leier mit den vielen Fliegen; dafür aber auch die neue Leier in den vielen Journalen. — Wo sind sie jetzt, die häßlichen nußbraunen Haubenstöcke der Haarkräusler, mit den plattgedrückten Nasen à la Sfynx; die struppigen Perrücken? Ich erschaue jetzt nur Büsten, die jedem Wachsfiguren-Kabinette Ehre machen würden, mit fast mehr als natürlichen Kunst-Locken, Scheiteln und Bärten! Wo sind sie auch, die kolossalen Stockzähne, die einst vom Dasein eines Dentisten, auf etwas unappetitliche Weise Meldung thaten? — Nur die blechernen, grün angestrichenen »Wein- und Bierzeiger« mit den scharlachrothen »Herzeln« haben sich noch erhalten, so wie der zuweilen ein wenig sauertöpfische echte Oesterreicher,

von dem sie uns was vormachen. Aber die Menschen oder Leute, wie haben sich die seit jener Zeit verändert? Doch darüber müßte ich ein Buch schreiben, und dazu gehört mehr Geist, als zu manchen Calembourgs, mehr Geist, als ein Geist auftreiben kann, der nicht einmal dieses Aufsätzchen erschöpfend durchzuführen vermag! —

2


Stanford University Libraries
3 6105 013 903 245


APR 24 2002
JUN 24 2002

